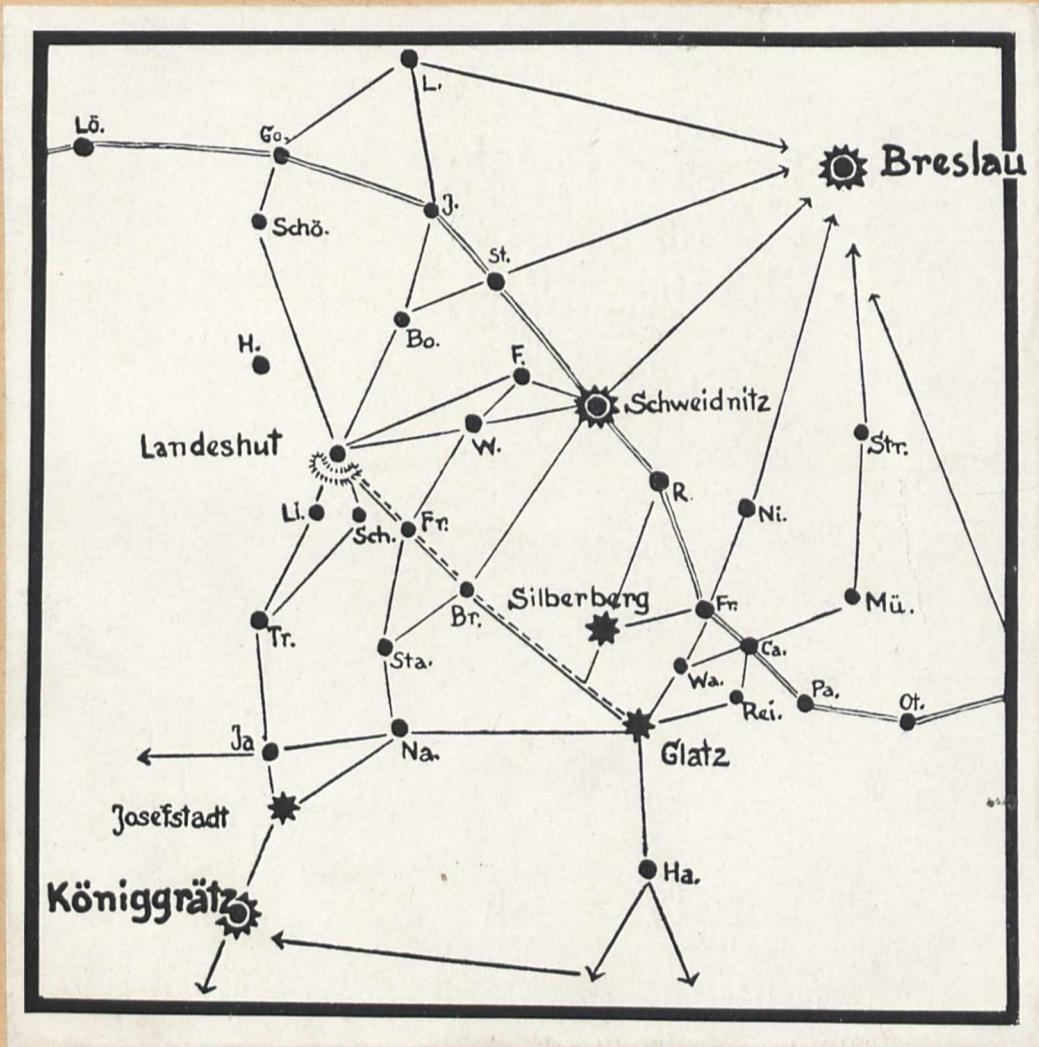


Schlesische Monatshefte



Die schlesische Abwehrstellung

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Jahrgang 11

Nummer 6

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Waldemar Glaser, Breslau 13, Opitzstr. 1

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz

Druck und Bildstöcke: Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, Schweidnitzer Straße 47

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung: Waldemar Glaser, Breslau 13, Opitzstr. 1. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Inhalt des Juniheftes:

Aufruf

Schlesische Bauernwoche

Wehrgeographie der Innersudetischen Pässe

Dr. Arnold Wienick: Ludwig Richter

Univ.-Prof. Dr. W. Wunder: Schlesische Teichwirtschaft

Prof. dell'Antonio: Holzgeschnitzte Sportpreise

Kampfbund für Deutsche Kultur

Der schlesische Rundfunk

Oper und Schauspiel

Rundschau: Bücherschau

Bezugspreis: Vierteljährlich 3 RM. Einzelheft 1 RM. — Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Gauverlag-NS-Schlesien, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 748 22, Fernsprecher 525 55 und 525 50).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): $\frac{1}{2}$ Seite 100. — RM. DA. I. Vj.: 1833.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Herbert Berndt, Breslau.

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats.

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Nummer 6

Juni 1934

11. Jahrgang

An unsere Leser!

Seit Jahresbeginn verlegerisch und seit April auch redaktionell dem Gauverlag NS-Schlesien angegliedert, werden die Schlesischen Monatshefte vom Juliheft ab — Nr. 7, Jahrgang 11 — auch drucktechnisch von uns hergestellt.

Außerlich kommt dies durch ein handlicheres Format zum Ausdruck. Erfreulich ist auch der wesentlich herabgesetzte Bezugspreis. Das Einzelheft kostet künftig nur noch 75 Pfennig. Dementsprechend

im Vierteljahr 2,25 Mark

im Halbjahr 4,50 Mark

im Jahr 9,00 Mark.

Der gesamte Versand wird über die Post geleitet und das Bezugsgeld vom Briefträger im voraus eingezogen.

Unsere bisherigen Leser und Freunde werden diese Maßnahmen, denen redaktionell eine noch liebevollere und eingehendere Durcharbeitung gegenübersteht, warm begrüßen. Wir bitten alle, die „Schlesischen Monatshefte“ als Werbe- und Kampfschrift und als wesentlichen Kulturträger unserer Heimat im engeren und weiteren Bekanntenkreis zu empfehlen und ihnen in Schlesien, im Reich und im Ausland neue Freunde und Bezieher zu gewinnen.

Gauverlag NS-Schlesien G. m. b. H.

Zweigverlag Monatshefte

Breslau 5. Am Sonnenplatz

Schlesische Bauernwoche

Dom 10. bis 13. Mai stand Breslau im Zeichen der Bauernwoche, die ein Ereignis von über-
ragender Bedeutung für Stadt und Land wurde. War an den ersten Tagen die Führerschaft der
schlesischen Bauern zum Landesbauernrat und Landesbauernthing in Breslau versammelt, um
aus dem Munde des Reichsbauernführers R. W. Darré und seiner Mitarbeiter Richtlinien für
den Kampf des Bauerntums entgegenzunehmen, so versammelte der Sonnabend eine ganze
Bauernarmee in Breslaus Mauern, um ihren Reichsbauernführer und Preußens Ministerpräsidenten
Göring zu sehen und in einer riesigen Kundgebung sprechen zu hören.

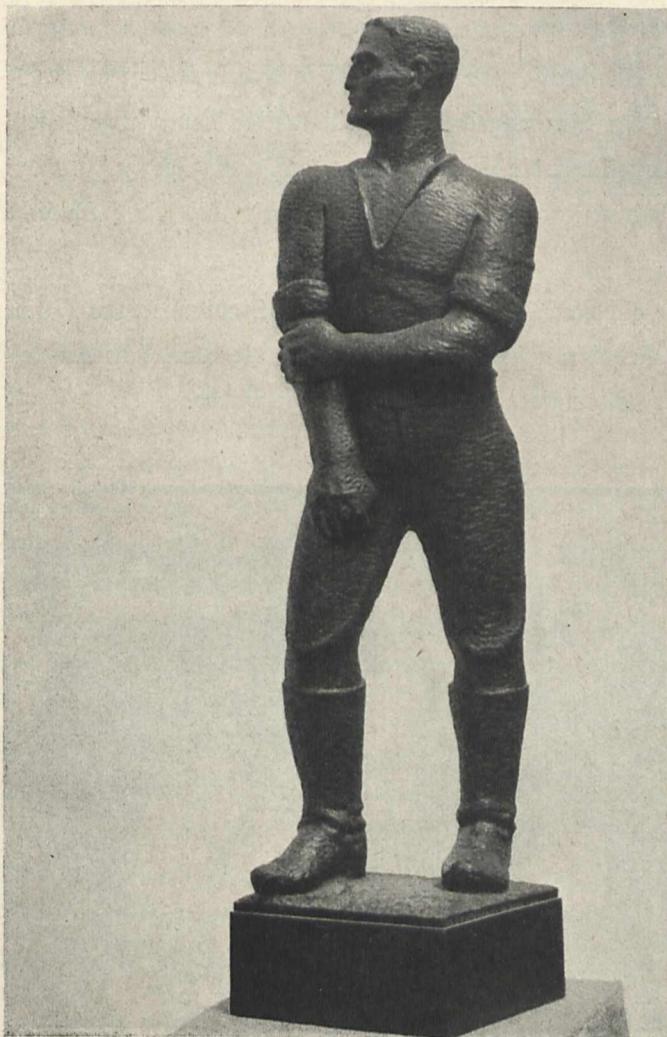
Neben diesen Tagungen wurde im Breslauer Messengelände eine Bauernschau gezeigt, die in ihrer
Ausgestaltung geeignet ist, den landwirtschaftlichen Ausstellungen im Osten ein neues
Gesicht zu geben. An erster Stelle stand eine bäuerliche Ausstellung, in der der bäuerliche
Mensch in seiner Geschichte, seinem Brauchtum und seiner Arbeit in den Vordergrund gestellt

Vorgefunden in der ehemaligen Zentrums-
Bauernhochschule Heisse



Bauer im System

wurde. Die Bauerngeschichte namentlich in unserem Gau ist mit Blut und Tränen geschrieben. Schlesien ist uraltes Ackerland; zuerst bewohnt von Germanen mit hoher bäuerlicher Kultur (denn es ist eine bewußte Unwahrheit, zu behaupten, daß unsere Vorfahren vor der Christianisierung kulturlose Nomaden gewesen seien), die für eine kürzere Zeitepoche slawischen, kulturell tiefer stehenden Stämmen Platz machen. Um 1200 erfolgte die Wiedereindeutschung Schlesiens durch die Ostdeutsche Kolonisation, dann beginnt nach kurzer Blütezeit die Tragödie des schlesischen Bauertums. Hunderttausende wurden um irgend welcher Glaubensthesen willen in den Hussitenkriegen und dem Dreißigjährigen Kriege erschlagen, Städte verbrannt und Dörfer zur Wüste gemacht. Grausame Bedrückung durch Kirche und Grundherrschaft, Bauernlegen, Rechtlosigkeit, Frondienste, das ist das weitere Geschick der schlesischen Bauern; teuer erkaufte „Befreiung“ durch Hardenberg, um dann in die Klauen des Liberalismus und in Zinsknechtschaft zu fallen, bis endlich das Dritte Reich die Bauernbefreiung brachte. Eindringlich mahnte die



Bauer im Dritten Reich



Reichsminister Göring
und Reichsbauernführer
Darré auf der Schlesi-
schen Bauernwoche

Bauernschau jeden bäuerlich empfindenden Menschen: „Denk an die Geschichte und lerne daraus!“ Der Siedlung im Osten, dem Bauernhof, der Marktregelung war ein breiter Raum zugemessen. Hervorragend besichtigt war die Zuchtviehausstellung, die die besten Tiere der Provinz hier zusammengebracht hatte, von überragender Reichhaltigkeit auch der Maschinenmarkt und die Technische Messe, die beide starke Beachtung fanden.

Die Bauernschau wurde sehr zahlreich sowohl von Volksgenossen aus der Stadt wie vom Lande besucht. Als Beweis für die Qualität des Gebotenen sei noch erwähnt, daß die Bäuerliche Ausstellung auf Wunsch des Gauleiters Brückner noch einige Tage länger gezeigt wurde. §.



„Der Bauer darf seine Ernte
nicht eher vom Felde fahren,
bis der Zehntenempfänger
seinen Anteil vom Felde
geholt hat.“

Statuten für die Osnabrücker
Kirchenprovinz, 1248

Wehrgeographie der Innersudetischen Pässe

(Eine wehrgeographische Betrachtung*)

Alfred Pudelko, Abteilungsleiter am Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin

1.

Das Verhältnis zwischen Schlesien und Böhmen wird im wesentlichen von Böhmen her bestimmt. Die Gebirgsränder erheben dieses Land zu einer starken Naturfestung. Schlesien liegt auf ihrem Nordostvorselde. Steht in dieser Festung unter entschlossener Führung eine brauchbare Mannschaft, so werden Schlesien und die anderen Randländer stets irgendwie die Wirkung dieser Innenkraft zu spüren haben. Umgekehrt sind diese Länder die gegebenen Aufmarschgebiete, wenn von außen her die reiche Festung genommen werden soll. Diese Wechselwirkungen werden durch die volksfremde Besatzung des böhmischen Kerns erhöht. Eine im Volkstum rein deutsche Festung Böhmen würde für die schlesische Südfanke die beste Anlehnung bedeuten.

Schlesien ist von Böhmen durch die Gebirge, die wir als Sudeten zusammenfassen, getrennt. Die großen Gebirgsstöcke der Sudeten, das Iser- und Riesengebirge, der Glazer Schneeberg und der Altvater, bildeten bis in die neueste Zeit hinein eine fast unüberschreitbare Verkehrschanke. Sie beschränkten die böhmische Wirkung nach Schlesien auf drei Gebiete. Im Osten sind die Gebirgsstöcke durch die Mährische Pforte, im Westen durch die Lausitzer Pforte zu umgehen. Zwischen ihnen liegt das geologisch reich geformte Gebiet der „Innersudetischen Mulde“. Die zahlreichen Durchgänge dieses Gebietes fasse ich als „Innersudetische Pässe“ zusammen.

*

Zwischen den westlichen und östlichen Hochsudeten (Iser- und Riesengebirge, Glazer Schneeberg und Altvater) breitet sich die Innersudetische Mulde aus als eine bequeme Furche, die quer durch das Gebiet von Landeshut aus über Grüssau, Friedland, Braunau, Glaz bis Landeck führt. Die Nordränder der Furche werden von den Porphyren und Melaphyren, von den Karbon- und Kulmstufen des Waldenburger Gebirges und von den Urgesteinen des Eulen- und Reichensteiner Gebirges gebildet. Am Südrande erheben sich die Quadersandsteine des Heuscheuergebirges und die Urgesteine des Adlergebirges. Diese reiche geologische Gliederung bedingt die Mannigfaltigkeit der Durchgänge. Nur die Landeshuter Pforte führt um die Nord- und Südränder der Quersfurche herum. Alle anderen Wege müssen — oft mehrfach — die Furchenränder übersteigen. Die überragende Bedeutung der Landeshuter Pforte ist dadurch bedingt. Alle anderen Pässe sind durch mannigfaltige Verwitterung der Furchenränder entstanden. Sie ergeben sich aus einer Betrachtung des Flußnetzes.

*

Im Süden sammelt die Elbe fast ausschließlich sämtliche Flüsse des Südrandes. Auffallend ist, daß die großen Nebenflüsse der oberen Elbe: Aupa, Mettau und Adler, auf dem verhältnismäßig engen Gebiet zwischen Josefstadt und Königgrätz im Hauptflusse münden.

Ganz anders geartet ist das Flußnetz auf der schlesischen Seite. Hier strömen Bober, Katschach, Wütende Neiße, Striegauer Wasser, Weistritz und Neiße in Abständen fächerförmig zum Sammelflusse, zur Oder.

*) Vgl. auch die Übersichtskarten von Mitteleuropa 1:300000, Blätter Prag (OS 1) und Oppeln (PS1).

Die Sammlung im Süden, die Fächerung im Norden bedingen die unterschiedliche Wirkung der Innerjudetischen Pässe auf Böhmen und Schlesien.

Zahlreiche Straßen steigen in den Flußtälern von der schlesischen Ebene her über den Nordrand in die Quersfurche. Hier ist dann Gelegenheit, den weiteren Weg über den Südrand nach Böhmen hinein zu wählen. Das Elbtal führt schließlich diese Wege zusammen.

Die Bedeutung der Quersfurche als innere Verschiebungslinie ist zu beachten.

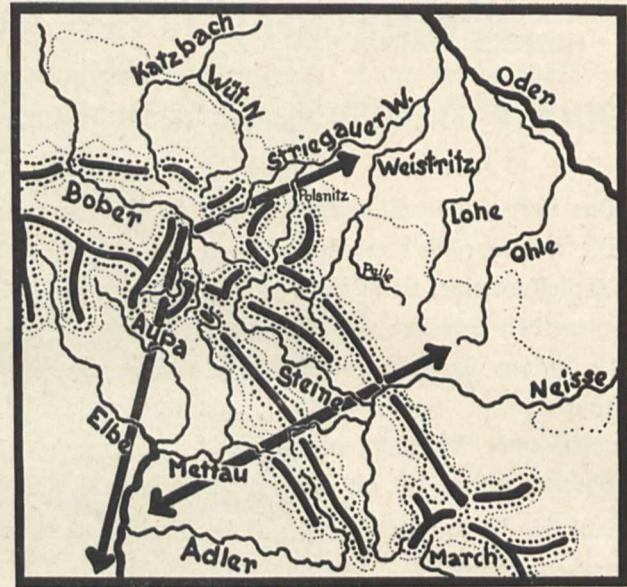
Während sich im Böhmischem die Gegend um Königgrätz als Ausgangs- oder Sammelpunkt klar heraushebt, lassen sich Stöße und Gegenstöße im Schlesiſchem an verschiedenen Punkten ansehen. Wir finden die wichtigsten dieser Punkte durch Betrachten der Flußverbindungen.

Don der Aupa her gelangen wir über Liebau und Schömberg (Ziedertal) ins Bobertal. Von der oberen Mettau aus führen Wege durchs Zieder- und Steinetal wiederum zum Bober. Nördlich von Landeshut kann man Wege zur schlesischen Ebene hinunter durch die Täler des Bobers, der Katzbach, der Wütenden Neiße und des Striegauer Wassers wählen. Durch das besonders reich gegliederte Waldenburger Gebirge führen die Täler des Lässigbaches, der Steine, des Salzaches, des Reimsbaches und der Weistritz. Sie stehen durch das Mettautal mit Böhmen in Verbindung. Von der Mettau aus gelangen wir an der Steine oder Reinerzer Weistritz entlang zur Neiße, die wiederum gleich nach ihrem Austritt aus dem Gebirge bequeme Übergänge zur Lohe und Ohle besitzt. Stille und Wilde Adler führen zur oberen Neiße hinüber, ebenso die March.

Die Städte entstanden an den wichtigsten Ruhepunkten des Straßennetzes. Sügen wir sie in das Fluß-Wegenez ein, so erkennen wir die verschiedenartige Wirkung der Innerjudetischen Pässe in Böhmen und Schlesien.

Der alte Sammelpunkt des Elbtales ist Königgrätz. Am Aupaeinfluß entstand Jaromirſch, vor den Grenzübergängen Trautenau, Schäßlar und Nachod.

Am oberen Bober und an der oberen Zieder entstanden Liebau und Schömberg, am Zusammenflusse dieser Bäche war der gegebene Ort für Landeshut. Am Gebirgsübergange vom Bober zum Hirschberger Kessel liegt Schmiedeberg, im Mittelpunkte des Kessels Hirschberg. Auf halben Wegen zur schlesischen Ebene wurden Kupferberg, Schönau und Bolkenhain gegründet. Vor oder an den Gebirgsausgängen mußten — den Flüssen entsprechend — Städte entstehen: Löwenberg, Goldberg, Jauer, Striegau, Freiburg, Schweidniß. Im Mittelpunkt des Steinetales lag der Platz für Braunau. Am Eingange zum Waldenburger Gebirge mußte sich Friedland, im Mittelpunkte der Waldenburger



← Hauptdurchgänge

Das Gerippe der Innerjudetischen Pässe

Bucht Waldenburg entwickeln. Lewin und Reinerz entstanden vor dem letzten steilen Anstieg zum Hummelpaß. Der gegebene Mittelpunkt der Grafschaft ist Glatz. Wartha liegt am Neiße-Durchbruch. Flußabwärts entstanden Patschkau, Ottmachau, Neiße, an der Ohle Münsterberg und Strehlen und an der Lohe Nimptsch. Die Verbindung zwischen Weistritz und Neiße stellten Frankenstein am Pausenbach und Reichenbach an der Peile her. Silberberg und Reichenstein entstanden an Nebenübergängen übers Gebirge. Im Südtteil der Grafschaft fanden sich die Plätze für Habelschwerdt, Mittelwalde und Grulich, durch den Neiße-March-Adler-Übergang festgelegt. Dieser Durchgang, der verhältnismäßig breit und einfach durchs Gebirge führt, spielte nur eine geringe Rolle zwischen Böhmen und Schlesien. Er ist mehr nach Mähren gerichtet, das aber über Neiße—Troppau leichter zu erreichen war. Der Weg führte zwar auf die große Verbindungsstraße Olmütz—Prag, bedeutete jedoch einen erheblichen Umweg im Vergleich mit den anderen Möglichkeiten.

Die Zahl der mit den Pässen verbundenen schlesischen Städte ist unverhältnismäßig größer als die der böhmischen. Einer einfachen Gliederung auf böhmischer Seite steht eine bunte Mannigfaltigkeit in Schlesien gegenüber. Im Böhmischn finden wir einen natürlichen Sammelpunkt, in Schlesien gibt es mehrere.

Wir werden nun an den geschichtlichen Ereignissen die Wirkungen dieser Paßlandschaft zu prüfen haben.

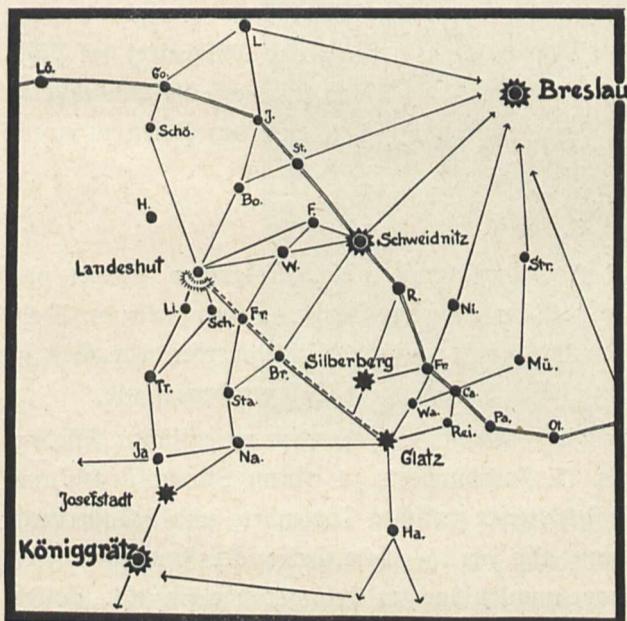
2.

In vorgeschichtlicher Zeit bedeckten dichte Wälder das weite Gebiet der Innersudetischen Pässe. An den Flüssen und Bächen entlang duldete das Hochwasser auf einem mehr oder minder breiten Streifen keinen Hochwald. Dadurch waren Möglichkeiten, ins Gebirge einzudringen, gegeben. Jäger und Kund-

schafter dürften diese Wege benutzt haben.

Die Funde aus vorgeschichtlichen Zeiträumen sind sehr spärlich und fast ausschließlich Einzelfunde. Erst in der Bronzezeit finden wir bei Glatz die ersten Anzeichen einer Siedlung. Sie wird im wesentlichen durch den sich immer mehr entwickelnden Verkehr mit Böhmen bedingt worden sein. Die Einzelfunde lassen vermuten, daß man damals schon auf zwei Wegen, an Weistritz und Steine entlang, zur Mettau gelangen konnte. Über Glatz führte bis in die frühgeschichtliche Zeit hinein die einzige Verbindung zwischen Böhmen und Schlesien im Bereiche unserer Pässe.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts auf diesem Wege der erste Vorstoß von Böhmen her zur Oder erfolgte. Ausgangspunkt wurde die Grenzfestung Nachod.



— Die große schlesische West-Ost-Straße
 - - - - Die Verbindungsstraße innerhalb der Pässe

Das Wegenetz der Innersudetischen Pässe

Die schlesische Abwehrstellung: Schanzen bei Landeshut, Schweidnitz, Silberberg, Glatz — Die böhmische Sperrung: Josefstadt, Königgrätz

Noch bis heute hat sich hier der bezeichnende Name „Branka“ = Landestor erhalten. Auch die Bezeichnung „Polnisches Tor“ blieb uns hier bewahrt. Auf diesem Wege nach Schlesien fanden die Böhmen im Kessel der Grafschaft eine waldfreie Zone vor. Ein steilrandiger Abfall zur Neiße war der natürliche Platz für die Grenzfestung Kladezko (Glatz). Um die Feste entstanden bald Ansiedlungen von Grenzwächtern, deren zerrissene Fluranlagen und ihre Ortsnamen uns heute noch neben den deutschen Waldhufendörfern auffallen: Pischkowitz, Camnitz, Koritau, Hassitz usw. Die Feste Nimptsch bezeichnete den weiteren Verlauf des Weges neisse- und loheabwärts zur Oder, an dessen Ende schließlich Breslau (Wratislawia) entstehen mußte. Durch diesen von Burgen gesicherten Weg wurde das damals polnische Schlesien links der Oder bis etwa 990 n. Chr. mit Böhmen verknüpft.

Um 990 warf der Normanne Dago (Misjka I.) mit den durch ihn geeinigten Polen, von Norden her kommend, die Böhmen in die Grafschaft zurück. Am Gebirgseingang entstand die polnische Grenzburg Bardo (Wartha), die bald der Mittelpunkt eines Verwaltungsbezirkes, eine Kastellanei, wurde.

Im 11. Jahrhundert ging der Kampf zwischen Böhmen und Polen weiter. Er wurde um den Besitz dieses Gebirgsausganges geführt. Um 1093 zerstörten die Böhmen Bardo, konnten aber Nimptsch nicht erobern. Sie setzten sich vor dem Paßausgange fest und errichteten die Burg Kamenz (Cham = Stein). Aber sie besaßen ihre Ausfallstellung nur kurze Zeit. Für die folgenden Jahrhunderte mußten sie sich auf Kladezko zurückziehen.

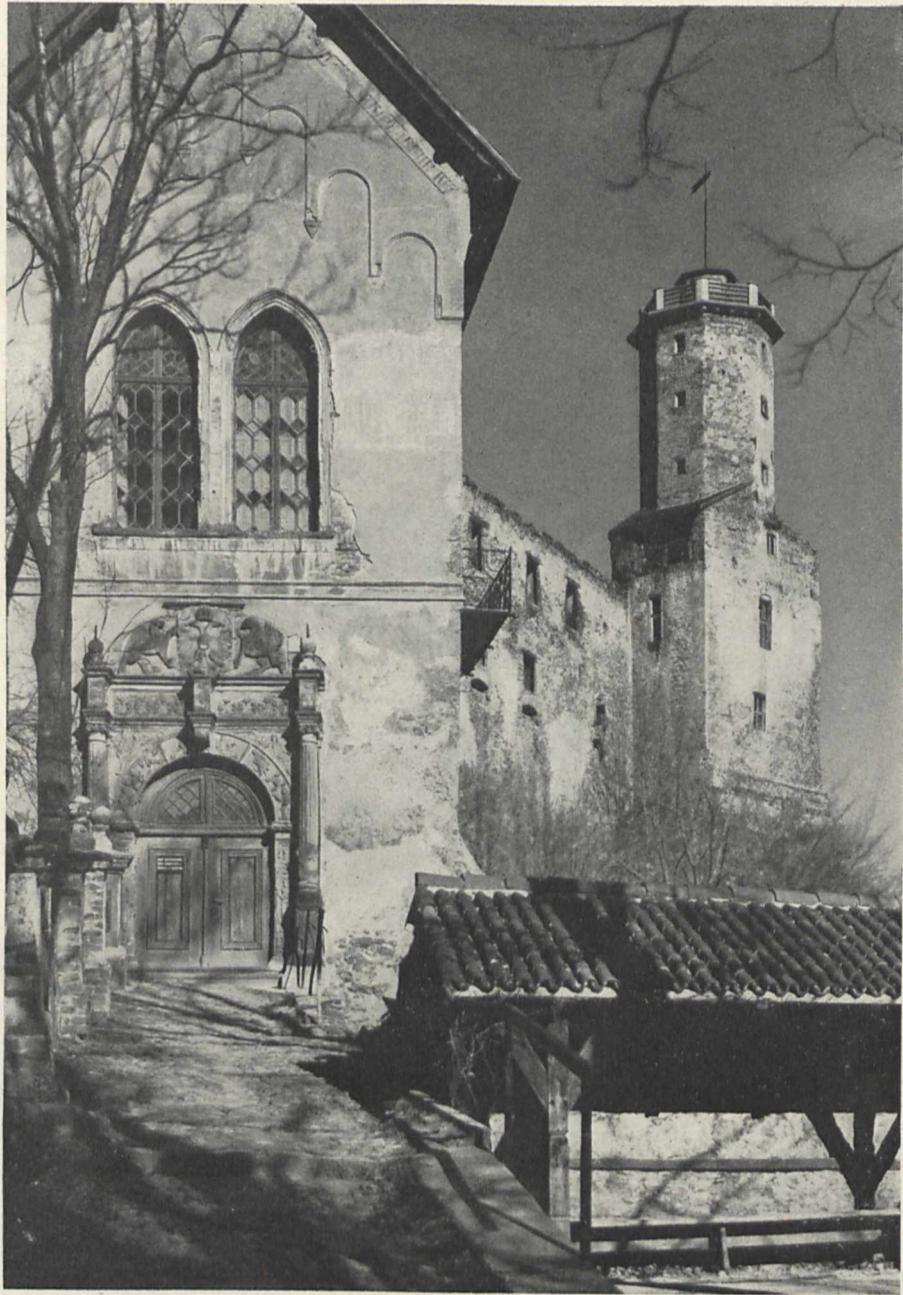
Inzwischen hatten die Polen ihre Stellung längs des Gebirgsrandes in der waldfreien Lößzone durch Kastellaneien gefestigt. Ottmachau (Otomuchou) deckte das Neißetal und Nimptsch (Nemchi) die Straße an der Lohe entlang nach Breslau (Wratislawia). In der Nähe des heutigen Schweidnitz lag Gramolin und am Striegauer Wasser Striegau (Stregou); Schweinhaus (Suini) an der Wütenden Neiße und Lahn (Wlan) im Bobertale lagen schon in das große Waldgebiet der Pässe vorgeschoben. Um diese Zeit war sicher schon ein Saumpfad von Suini aus durch die Landeshüter Pforte nach Böhmen in Gebrauch gekommen, der wahrscheinlich 1110 von den Polen zu einem Raubzuge nach Böhmen benutzt wurde.

3.

Die seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts herbeiströmenden deutschen Kolonisten schlugen von Böhmen und Schlesien her in den Grenzwald breite Räume für ihre Dörfer. Damit verlor der Wald seine Bedeutung als Schützer des Landes. Burgen und Städte mußten errichtet werden, vor allem in dem Augenblicke, wo ein neuer Zusammenstoß zwischen Schlesien und Böhmen bevorstand.

Im 12. und 13. Jahrhundert herrschte zwischen Böhmen und Schlesien im wesentlichen Frieden. In Schlesien erwarb Bolko I. gegen Ende des 13. Jahrhunderts zu seinem Stammfürstentume Jauer in kurzer Zeit den langen, schmalen Gebietsstreifen zwischen Löwenberg und Münsterberg, zwischen Böhmen und dem Fürstentume Breslau, also das schlesische Gebiet der Innerjudetischen Pässe und den fruchtbaren Streifen, der sich davor unmittelbar am Gebirgsrande hinzieht. Bolkos schneller Gebietserwerb brachte ihn in Gegensatz zum Böhmenkönig Wenzel II. Um sich gegen den tatkräftigen König behaupten zu können, befestigte Bolko sofort sein Land in bewundernswerter Weise. Die Weichbildstädte Münsterberg, Strehlen, Nimptsch, Franckenstein, Reichenbach, Striegau, Jauer, Bunzlau, Schönau, Löwenberg, Hirschberg und Bolkshain umgab er mit einer Mauer und

Kynsburg
Aufn. v. f. Klose



verstärkte sie durch eine Burg. Vor diese Festungslinie schob er eine Anzahl Burgen gegen die Grenze vor. An der Neiße errichtete er die Burg Patzschau, die Waldenburger Straßen sicherte er durch die Kynsburg, den Hornsberg und den Waldenberg (Neuhaus). Die Zeisburg, der Fürstenstein und die Greiburg schützten den Weg, der von Schweidnitz her zur Landeshuter Pforte führte. In diesem Paßgebiet selbst wurden die Wasserburgen von Konradswaldau und Schwarzwaldau angelegt. Der Kynast wurde die Vorstellung von Hirschberg. Bolko I. erwählte Schweidnitz zum Mittelpunkt seiner Verteidigungsstellung, umgab die Stadt mit dreifachem steinernen Mauerring und errichtete



Reichenbach

Aufn. H. F. Klose

Tortürme. Schon aus diesen Maßnahmen ist der sichere Blick des Herzogs für die Gegebenheiten des Raumes ersichtlich. Seine besondere Tat war die Befestigung von Landeshut; damit schuf er sich eine Stellung im Passe selbst, und es wird berichtet, daß seine Feinde durch diese Stellung veranlaßt wurden, ihren Angriff auf sein Gebiet aufzugeben.

Der erste böhmische Angriff auf dieses Befestigungssystem erfolgte nach dem Tode Bolkos I. 1345 unter Johann von Luxemburg. Er eroberte Landeshut, teilte sein Heer in zwei Haufen, erschien selbst vor Schweidnitz. Sein Unterführer Czirn belagerte Bolkenhain. Schweidnitz ist kurze Zeit später nochmals belagert worden.

Die enge Verbundenheit zwischen Schweidnitz und Landeshuter Pforte trat hier zum ersten Male deutlich hervor. Schweidnitz wurde der Schwerpunkt des Städtetügürtels am Gebirgsrande, weil dahin die Straße aus Böhmen durch die Landeshuter Pforte und außerdem eine unmittelbare

Verbindung zum Oderübergange bei Breslau bestand. Die Städtelinie beherrschte den fruchtbarsten Teil Schlesiens, vermittelte und schützte den wichtigsten schlesischen West-Ost-Verkehr und wurde dadurch zur Hauptschlagader Schlesiens. Bei Schweidnitz konnte sie am nachhaltigsten durchschnitten werden. Schweidnitz wurde ein schlesischer Stützpunkt von erster Bedeutung.

*

In der Folgezeit sicherte man das Gebiet der Landeshuter Pforte noch nachhaltiger durch Burgen. Nimmerjatt beherrschte die Wege zur Kaszbaß und Wütenden Neiß, das Bolzenschloß sperrte den Boberdurchbruch. Längere Zeit war Schaßlar eine schlesische Burg; ebenso entstanden auf böhmischer Seite Schutzburgen. Schaßlar wurde der Vorposten der böhmisch-deutschen Grenzstadt Trautenau, bis es schließlich für mehr als ein Jahrhundert schlesisch wurde. Die Sandsteinfelsen des oberen Mettautales trugen Burgen. Das Freudenschloß deckte das obere Steinetal, das damals

noch zu Böhmen gehörte, nach 1350 aber auch an Schlesien fiel. Die wichtige Paßhöhe zwischen Lewin und Reinerz sicherten Landfried (Hummelschloß) und Schloß Hradisch. In den Osteten der Grafschaft entstanden Karpenstein und Schnallenstein, den Weg durchs Steinetal deckte das Schloß von Rathen.

4.

Der Wald wurde im 13. Jahrhundert auf die Berge zurückgedrängt. Die Täler wurden besiedelt, der Verkehr ließ aus den Saumpfadern Wege entstehen. Burgen und Städte sicherten die Übergänge und das Land.

Ein Jahrhundert später brach eine große kriegerische Zeit an, die zum ersten Male die Bedeutung der Innerjudetischen Pässe voll erkennen läßt: Die Hussitenkriege.

1420 sammelte sich das von Kaiser Sigismund nach dem Reichstage von Breslau aufgebotene Reichsheer bei Schweidnitz, um den Feldzug gegen die Hussiten zu beginnen. Die Görlitzer, die Mannschaft des Sechs-Städte-Bundes der Lausitz, stießen, auf der großen West-Ost-Strasse anmarschierend, dazu. Der Einmarsch nach Böhmen erfolgte über Glas-Nachod. Zunächst eroberte man Königgrätz. Für den weiteren Vormarsch des Kaisers gegen Prag war jene Stadt von besonderer Bedeutung. Sie deckte seine Verbindung mit Schlesien. Die Hussiten eroberten jedoch bald die Stadt wieder zurück. Dadurch wurde die Lage des unentschlossenen Kaisers erheblich verschlechtert. Seine Anstrengungen, Königgrätz zurückzuerobern, blieben ohne Erfolg.



Himpfsh

Aufn. H. f. Klose

1421 begannen die Hussiten im Elbtale aufwärts vorzudringen. Die damals fast ganz deutsche Stadt Jaromirsch sandte an die Schlesier einen ergreifenden Hilferuf: „Die Wände zwischen Euch und uns brennen; helft schnell, solange noch zu helfen ist. Unser und Euer Verderben steht vor der Tür.“ Aber der Ruf verhallte. Die Stadt wurde erobert und alle Deutschen — Kinder, Frauen und Männer — auf dem Abzuge verräterisch erschlagen. Die Schlesier begannen nun, sich eifriger



Frankenstein

Aufn. v. f. Klose

um den Schutz ihrer Grenzen zu kümmern. Eine „Landwehr“ wurde zusammengezogen und Schmiedeberg, Schäßlar, Schwarzwaldau und Konradswaldau besetzt. Der Bischof von Breslau legte Kriegsvolk in die zu Böhmen gehörende Stadt Braunau, die sich dann während der ganzen Kriegszeit auch halten konnte. Der Landfried schützte die Straße durch die Grafschaft. Kleine Vorstöße wurden in das Dorf gegen Trautenau und Nachod hin unternommen. Das schlesische Hauptheer sammelte sich bei Schwedeldorf, um über Mittelwalde den Anschluß an den Kaiser zu gewinnen, der nun in Mähren stand. Hier erfahren wir also von einem der ganz wenigen Kriegszüge durch den Paß von Mittelwalde.

Die Verteidigungsmaßnahmen der Schlesier im Jahre 1421 paßten sich vortrefflich dem Gelände an. Sie riegelten die Landeshuter Pforte und den Paß von Schmiedeberg ab, besetzten das die große Quersfurche verriegelnde Braunau und sperrten den Paß von Nachod. Ihre Angriffskraft stellten sie dem Hauptheere des Kaisers zur Verfügung, das östlich vor den Pässen bereitstand.

1425 zogen erneut schlesische Truppen unter Führung des Bischofs von Breslau zu einem Streifzuge nach Böhmen über Glaz nach Nachod.

In der Folgezeit sollten sich jedoch diese Grenzschutzmaßnahmen als unzureichend erweisen. Schuld daran trug die Uneinigkeit der Schlesier, Schuld daran trug der deutsche Kaiser, der sich zu keinen energischen Maßnahmen aufraffen konnte. Niemals mehr brachten die Schlesier eine genügende Stoßkraft wie in den ersten Kriegsjahren zusammen. So konnte die „Landwehr“ das Vordringen der Hussiten auch nicht aufhalten.

1425 erschienen die Hussiten ganz unerwartet vor Wünschelburg und zerstörten weiterhin noch Wartha und Kamenz. Mit einem kühnen Streifzuge mitten im Winter leiteten sie ihre Feldzüge gegen Schlesien ein. Abseits der großen Heerstraßen stießen sie zwischen den Landwehrstützpunkten hindurch vor. Zum ersten Male beobachteten wir, daß unsere Gebirge für verwegene Scharen keine unbedingten Schranken aufrichteten.

Die nächsten Einfälle erfolgten auf der Landeshuter Heerstraße. 1426 wird Landeshut verbrannt, 1427 Grüssau geplündert.

Im Sommer des Jahres 1427 kehrten die Hussiten mit Beute beladen von ihrem großen Raubzuge durch Niederschlesien über Jauer, Bolkenhain und Landeshut nach Böhmen zurück. Wohl folgte ihnen ein schlesisches Heer, aber als es bei Trautenau in Feindberührung kam, kehrte es mutlos heim. Nur ein gegen Nachod ausziehender Haufe lockte Hussiten in eine Falle und zersprengte sie.

1428 setzten die Hussiten einen Vorstoß von Osten her an. Während sie 1427 das Gebirge im Westen durch die Lausitzer Pforte umgingen, drangen sie diesmal durch die Mährische Pforte ein. Nach gründlichen Plünderungen in Oberschlesien bezogen sie bei Strehlen ein Lager und erwarteten Zuzug durch die Grafschaft Glatz. Die Verstärkungen eroberten die Burgen Hradisch und Landfried. Hradisch wurde zerstört, der Landfried aber zur Sicherung der Etappenstraße besetzt. Vor Glatz stieß ein zweiter Heerhaufe, der über Mittelwalde plündernd eingebrochen war, dazu. Glatz hielt sich. Die Vereinigung mit dem Hauptheere vollzog sich bei Reichenbach.

Nun begnügten sich die Hussiten nicht mehr damit, Schlesien plündernd zu durchstreifen, sie suchten einen Stützpunkt für fernere Angriffe. Es ist bezeichnend, daß sie dafür die Burg auf dem Zobten wählten. Nach einem ausgedehnten Streifzuge durch Niederschlesien kehrten die Hussiten durch die Grafschaft heim. Das Zobtenschloß blieb jedoch nur kurze Zeit in ihrem Besitze. Die Besatzung wurde zum Abzuge veranlaßt.

Im Winter des gleichen Jahres erschienen die Hussiten noch einmal vor Glatz und bezogen bei Schwedeldorf ein Lager. Das angreifende schlesische Heer erlitt bei Alt-Wilmsdorf eine schmachliche Niederlage. Nun durchzogen die Feinde das Land vor den Pässen. Brieg, Ohlau, Strehlen, Münsterberg wurden heimgesucht und Schweidnitz vergeblich belagert. Die Besatzung auf dem Hummel deckte ihren Rückzug durch die Grafschaft.

1430 erschienen die Hussiten aufs neue von Oberschlesien her im Vorfelde der Pässe, besetzten und besetzten Nimpfisch, um nach den üblichen Plünderungen diesmal durch die Landeshuter Pforte heimzukehren.

Nun begann ein neuer Abschnitt der Hussitenkämpfe in Schlesien. Wir sahen schon am Anfange unserer Betrachtungen, daß Nimpfisch ein beherrschender Punkt auf dem Wege Böhmen—Glatz—Breslau ist. Nimpfisch dauernd in den Händen der Hussiten, bedeutete eine anhaltende Fesselung des ganzen Landes. Daher strengten sich die Schlesier erheblich an, um diesen Stützpunkt zu brechen. Aber sobald sie vor den Mauern der Stadt erschienen, tauchten tschechische Ersatzhaufen bei Glatz oder Landeshut, oft an beiden Seiten zugleich, auf und veranlaßten die Schlesier zum Abzuge. Gegen Ende dieses Jahres setzten sich die Hussiten außerdem noch in Ottmachau und Würben, kurze Zeit auch in Münsterberg fest.

Durch diese Stützpunkte fesselten die Hussiten Schlesien mehrere Jahre lang. Alle Versuche gewalt-samer Brechung scheiterten. Es ist wenig rühmlich, daß die Schlesier das Ende dieses Zustandes durch Zahlung von hohen Geldsummen herbeiführen mußten.

*

Überblicken wir die Hussitenkriege, so entrollt sich zum ersten Male in der Geschichte vor uns die volle Wirksamkeit des ganzen Paßgebietes. Die beiden Hauptwege über Glatz und Landeshut dienten ständig dem Anmarsche beider Parteien. Die Schlesier verteidigten die Pässe zuerst im Angriff, indem sie ihre Kräfte dem Kaiser auf das böhmische Vorfeld zuführten; daneben errichteten sie einen Grenzschuß. Durch rechtzeitige Besetzung des böhmischen Teiles der Quersfurche sicherten sie

sich die innere Verschiebungslinie. Der Grenzschutz zerbröckelte in dem Augenblick, da keine Kampfkraft mehr auf der böhmischen Seite der Pässe vorhanden war. Nun fiel die Verteidigung auf das schlesische Vorfeld zurück. Der Feind gewann aber auch hier die Oberhand, weil es nie gelang, eine schlesische Kampfkraft zu sammeln, die stark genug war, um ihn auf die Pässe zurückzuwerfen. Die Schlesier beschränkten sich auf die Verteidigung der großen festen Städte. Dadurch fanden die Feinde den Mut, sich im schlesischen Vorfelde der Pässe dauernd festzusetzen. Die Zobtenburg stand sowohl vor dem Landeshuter, wie auch vorm Glazer Hauptpasse. Nimptsch, Ottmachau und Würben hielten den Ausgang des östlichen Hauptweges frei. Das Besetzen dieser Städte wird deutlicher, wenn wir berücksichtigen, daß die Feinde vorher den Landfried bei Reinerz zur Sicherung ihrer Nachschublinie durch die Grafschaft dauernd besetzten. So wurde durch den Glazer Hauptweg Schlesien von Böhmen her gefesselt. Die Landeshuter Pforte spielte keine ähnliche Rolle. Zwei Gründe sind dafür zu finden. Schweidnitz konnte nie vom Feinde genommen werden. Schweidnitz sicherte defensiv den Besitz der Pforte. Der Feind konnte sie nur zu großen Durchzügen benutzen. Andererseits blieben die Burgengruppen in den Flanken der Landeshuter Pforte im Besitze der Schlesier. Besonders muß das von den Burgen des Waldenburger Landes gelten; jedenfalls lassen sich ihre später oft angeführten Zerstörungen urkundlich nicht beweisen.

Von Schlesien aus gesehen, ergeben sich bei angriffsweiser Verteidigung drei Schlachtfelder, die stets irgendwie um Nachod, Trautenau und Königgrätz liegen werden. Bei zurückhaltender Verteidigung gelangen die schlesischen Vorfelder zur Bedeutung. Die Stellungen werden hier immer um die Städte Schweidnitz oder Nimptsch liegen, je nachdem, welchen Hauptweg der Feind zu benutzen vor hat. Da aber beide Stellungen günstig miteinander verbunden sind, wachsen sie eigentlich zu einer einzigen zusammen. Wir können sagen, daß der Besitz der Linie Nimptsch—Schweidnitz über die Pässe selbst entscheidet.

5.

Die Böhmen schenken der Straße Nachod—Glatz stets besondere Aufmerksamkeit. Ein Beispiel dafür ist auch das Festsetzen des Tschechen Podiebrad an dieser Straße, der 1453 die vom böhmischen König verpfändeten Lande Glatz, Münsterberg und Frankenstein einzulösen Erlaubnis erhielt. Die Schlesier, allen voran die Breslauer, waren über diesen nationaltschechischen Vorstoß empört. Als einige Jahre später Podiebrad selbst König von Böhmen wurde, entbrannte darüber ein langjähriger Krieg, der zwar als Religionskampf geführt, im Urgrund jedoch national bedingt war.

6.

Zweihundert Jahre später brach neues großes Elend über unsere Heimat herein. Der Dreißigjährige Krieg sah Schlesien wieder als Randland Böhmens heiß umstritten. Nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) zogen sich die schlesischen Teile der Heeresreste des Winterkönigs nach Schlesien zurück. Der König selbst floh über Glatz nach Norddeutschland. Die Hauptstadt der Grafschaft blieb ein Jahr lang Stützpunkt der Freunde des Winterkönigs. Aus dieser Zeit ist bemerkenswert, daß der rührige Graf Thurn es wagte, mitten im Winter über den damals sehr unwegsamen Glazer Schneeberg zu reiten, um heimlich in die Festung zu gelangen. Er übernahm das Kommando und hat die Stadt noch dreiviertel Jahr gehalten.

Der weitere Verlauf des Krieges zeigte uns zum ersten Male die Wirkungen eines Angriffes von Nordwesten her.

1626 erschien Ernst von Mansfeld nach seiner Niederlage an der Dessauer Brücke auf dem rechten Oberufer, um sich nach Ungarn zu wenden. Ihm folgte Wallenstein auf der großen West-Ost-Verbindung, also auf der Straße Goldberg—Jauer—Schweidnitz—Neiße. Nach der Rückkehr aus Ungarn nahm Wallenstein Winterquartiere in Niederschlesien. Es ist bezeichnend, daß er sich besonders in der Gegend von Schweidnitz festsetzte.

1632 eroberten die Schweden, Sachsen und Brandenburger Schlesien durch einen Kriegszug oderaufwärts. Unter dem sächsischen General Graf Arnim bezogen sie am Zobten ein Lager. Ihnen gegenüber sammelte sich ein kaiserliches Heer unter Wallenstein bei Münsterberg. Zu Kämpfen ist es nicht gekommen. Beide Gegner standen im Herzen Schlesiens, aber keiner konnte sagen, daß ihm das Land gehöre.

Zu einer Kampfhandlung nicht geneigt und nach ergebnislosen Verhandlungen setzte sich Wallen-

stein durch eine List in den Besitz Schlesiens. Er marschierte plötzlich in der Richtung nach Sachsen ab. Arnim folgte ihm sogleich und räumte Schlesien. Wallenstein kehrte rasch wieder zurück. Nun war er Herr von Schlesien, und seine Truppen ließen es die protestantischen Fürstenstädte entgelten, daß ihre Herren auf Seiten der Schweden standen.

Von den mannigfaltigen Kriegszügen der übrigen Jahre verdient nur der Einfall des schwedischen Generals Torstenson eine Erwähnung(1642). Mit sicherem Blick setzte er die Eroberung Schlesiens an. Er nahm zuerst Glogau, dann Wohlau, schlug darauf die Kaiserlichen am Zobten und eroberte schließlich Schweidnitz, Neiße, Grottkau und Ohlau. Brieg berannte er vergeblich; die Kaiserlichen konnten noch im letzten Augenblicke zwei frische Regimenter in die Festung werfen.



Wasserschloß Bankwitz, Kr. Schweidnitz

Aufn. v. J. Klotz

In diesem Kriegszuge künden sich die Wege an, auf denen später Friedrich der Große Schlesien eroberte und immer wieder eroberte.

Aber diese Eroberung Schlesiens bekam erst ihren Sinn dadurch, daß Torstenson nach Mähren weitermarschierte. Durch einen gewaltigen Flankenmarsch wollte er Böhmen von Osten her nehmen. Später finden wir Friedrich den Großen auf gleichem Wege marschierend.

Aber Torstenson wurde bald nach Jütland geschickt, ehe die letzte kaiserliche Stellung in Brieg fiel. So konnte Schlesien von den Schweden nicht endgültig gehalten werden.

In diesen Jahren spielten sich Kämpfe in den Innerjudetischen Pässen so gut wie gar nicht ab, obwohl ständig Kriegshäufen durch sie hindurchzogen. Landeshut wurde ja in jenen Jahren 27 Mal ausgeplündert. Sie dienten lediglich als Etappenlinien der Kaiserlichen, denen es gelang, Böhmen auf dem schlesischen Dorfelde der Pässe ernsthaft schützen zu helfen.

Aber wir haben längst die Verlängerungen der Hauptdurchgänge, Schweidnitz und Münsterberg—Nimptsch und die große Verkehrslinie am Gebirge entlang, als unmittelbar mit den Pässen verbunden gesehen. Immer deutlicher erkennen wir, daß vor den Pässen der Schwerpunkt Schlesiens liegt.

Um 1000 n. Chr. wurde dieser Schwerpunkt zum ersten Male vor dem Glazer Wege, besonders bei Nimptsch—Kamenz, erkennbar. Zur Zeit Bolkos verschob er sich nach Schweidnitz, nachdem nun die Landeshuter Pforte als Paß Bedeutung gewonnen hatte.

In den Hussitenkriegen erweiterte er sich auf die Gegend zwischen Schweidnitz und Nimptsch. Die inzwischen gewachsene Beweglichkeit und Wegsamkeit verbreiterte den Schwerpunkt. Zuvor war es eine Stadt, nun war es eine Landschaft geworden.

Diese Vorlandschaft vor den Pässen, die Gegend zwischen Schweidnitz—Breslau—Brieg—Münsterberg trat dann im Dreißigjährigen Kriege noch deutlicher als das Herz Schlesiens hervor. Solange hier nicht die letzte Stellung des Gegners gefallen war, blieb der Besitz ganz Schlesiens umstritten.

Endgültige Klarheit über diese Gegebenheiten bringen uns nun die Feldzüge Friedrichs des Großen. Sie lassen die schlesische Hauptstellung im Dorfelde der Innerjudetischen Pässe und die unmittelbare Verbundenheit zwischen Pässen und Stellung voll erkennen.

7.

Zur Zeit, als Friedrich der Große seine Truppen zum Einmarsch nach Schlesien zusammenzog, hatte sich das Wegeneß insofern verändert, als inzwischen noch eine dritte Straße zu größerer Bedeutung gelangt war. Sie führte von Schweidnitz her durch das Weistritztal zum Paß von Johannisberg, berührte Braunau und überschritt das Salkengebirge nach Politz. Mettauabwärts konnte man dann nach Nachod gelangen. Daneben hatte sich auch der Weg von Friedland über Starkstadt nach Nachod entwickelt.

Auf böhmischer Seite gewann außerdem eine Querverbindung an Wert. Von Königinhof konnte man über Gitschin zur Straße marschieren, die von der Lausitz her über Reichenberg nach Prag führte. Königinhof stand aber auch durch Querwege mit Nachod und Starkstadt in Verbindung. Wir werden sehen, daß sich dadurch der Schwerpunkt des oberen Elbtales von Königgrätz weiter nach Norden verschob.



Paßschkau

Aufn. H. f. Klose

Aus eigenen Aufzeichnungen des Königs geht hervor, daß er sich selbst eifrig mit dem Gebiete der Pässe befaßt hat. Die Erkundung vor Kriegsbeginn ergab etwa folgendes Bild: Der Weg durch die Landeshuter Pforte war auf schlesischer Seite gut gangbar. Jenseits der Grenze wurde er beschwerlich. Er führte durch die Engen von Schazlar und Trautenau, und hinter dieser Stadt dehnte sich der Königreichswald aus, der jede Übersichtlichkeit verhinderte. Dagegen waren die anderen beiden Hauptwege gut instand. Von ihnen hatte der ältere über Glas—Nachod den geringeren Wert. Um das zu verstehen, müssen wir weiter aus-
holen. Friedrich der Große beabsichtigte, die Oder zur Hauptnachschublinie auszubauen. Er nannte sie „Pflegetmutter der Armee“. Von ihr aus konnte der König in beliebiger Weise seinen Nachschub an den Flüssen aufwärts nachziehen. Schweidnitz gewann

als Nachschubsammelpunkt besondere Bedeutung. Es hatte nicht nur beste Verbindung zur Oder, sondern durch die Verschiebungslinie am Gebirgsrande auch zu allen Paßausgängen. So ergab sich von selbst, daß Schweidnitz — von Preußen aus gesehen — zum Schlüsselpunkte der schlesischen Paßseite werden mußte. Seine Erhebung zur Festung wurde nötig, und der Ausbau ist auch dann vom König eifrig betrieben worden. Schweidnitz als Hauptlager erhebt aber die Braunauer Straße zu besonderer Bedeutung. Sie ist von den beiden gangbarsten Straßen die kürzeste Verbindung nach Böhmen. In dieser Zeit war auch der Übergang von Silberberg, der zum Steinetal führte, in Benutzung gekommen. Er wurde aber erst nach den schlesischen Kriegen durch eine Festung geschützt.

Betrachten wir das Wegenez von Böhmen her, so tritt die Straße über Landeshut als besonders geeignet hervor. Im Schutze des Königreichswaldes konnten sich Truppen zu einem Vorstoße sammeln, der durch die übersichtliche Landeshuter Pforte bequem auf die schlesische Hauptstellung bei Schweidnitz geführt werden konnte.

*

Der Erste Schlesische Krieg beginnt mit dem Vormarsche Friedrichs die Oder aufwärts zum Jablunka-Paß. Damit sollte die Grundlage für den Plan, Böhmen von Mähren her zu umfassen, gewonnen werden. Österreichische Truppen standen in diesem Winter verteilt an den Pässen bei Trautenau, Braunau und Glas. Ihnen gegenüber legten sich preußische Truppen in Jauer, Schweidnitz, Frankenstein, Silberberg und Wartha in Winterquartiere. Die Österreicher führten ihren Gegenstoß von Olmütz her über die Ostsudeten nach Neiße und in der Richtung auf Breslau zu. Nach der Schlacht bei Mollwitz sammelte der König seine Truppen in einem Lager bei Strehlen und verschob sie später in die Gegend von Reichenbach. Die Betrachtung am Schlusse des vorigen Kapitels erweist sich also gleich am Anfange der Schlesischen Kriege als richtig. Glas war zu dieser Zeit österreichische Festung, Schweidnitz aber ohne zeitgemäßes Verteidigungswerk.

*

Zu Beginn des Zweiten Schlesischen Krieges rückte Friedrich von Sachsen aus in Böhmen ein, mußte sich jedoch bald nach Schlesien zurückziehen. Dieser Rückzug entspricht dem Wegeneß auf böhmischer Seite. In drei Kolonnen ziehen die Preußen übers Gebirge. Generalleutnant v. Nassau führte über Trautenau nach Liebau; der König selbst über Starkstadt nach Friedland und Generalleutnant v. Wreech über Nachod nach Braunau. Eine Dreigliederung finden wir auch in den Winterquartieren von 1744—1745. Generalleutnant v. Truchseß führte bei Schmiedeberg—Liebau—Landeshut—Friedland; Generallautnant du Moulin bei Waldenburg—Tannhausen—Wüstegiersdorf und Generalleutnant Lehwald in der Grafschaft und bei Frankenstein. Im Mai stand der Oberst von Winterfeld bei Landeshut vorgeschoben und wies erfolgreich einen Angriff der Feinde ab.

Der König erwartete den Vorstoß der Österreicher bei Schweidnitz—Jauernig. Karl v. Lothringen führte ihn durch die Landeshuter Pforte rasch an die schlesische West—Ost-Verschiebungslinie bei Striegau heran. Sofort griff Friedrich den eben aus dem Passe herausgetretenen Gegner an und warf ihn auf die Straße Reichenau—Landeshut—Schömburg—Johnsdorf zurück. Die Preußen folgten den Geschlagenen auf diesem Wege. Die Schlacht bei Soor und das Gefecht bei Trautenbach—Schaxlar schlugen auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes die Österreicher endgültig aus dem Felde. Ohne die Bedeutung von Kath. Hengersdorf und Kesselsdorf zu vermindern, kann man sagen, daß die Hauptentscheidung in diesem Kriege im Gebiete der „Inner-sudetischen Pässe“ fiel.

*

Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges sammelten sich die niederschlesischen Regimenter unter Souqué bei Frankenstein. Um den Vormarsch an der Elbe zu unterstützen, zog Generalfeldmarschall Graf Schwerin im Herbst 1756 alle schlesischen Truppen bei Glas zusammen und stieß mit ihnen über Nachod gegen Königgrätz vor. Hier hatten die Österreicher unter Piccolomini ein Lager neben der Festung bezogen. Feldmarschall Graf Browne, wohl einer der tüchtigsten österreichischen Führer, mißbilligte diese Aufstellung. Er forderte die Verlegung in die Gegend von Jaromirsch, damit auch jener schon erwähnte Querweg gesperrt werden könne. Nach dem Kriege ist dann auch diese wichtige Stelle durch eine Festung gesichert worden. Sie wurde am Mettau-Einfluß errichtet und Josefstadt genannt. Der Vorstoß Schwerins fand nach wenigen Wochen durch Rückzug in die Grafschaft ein Ende.

Im Winter 1756/57 lagen wiederum preußische Truppen im Paßgebiete in Winterquartieren. Generalleutnant v. Winterfeld befehligte die Posten zwischen Hirschberg—Schmiedeberg—Landeshut—Waldenburg, Generalleutnant Souqué lag in der Grafschaft, bei Frankenstein und Reichenbach.

Im Frühjahr sammelte Schwerin die schlesischen Regimenter zu neuem Einmarsch in Böhmen zwischen Schmiedeberg—Landeshut, Tannhausen und Wünschelburg. Diesmal wurde den westlichen Straßen der Vorzug gegeben. Wir werden sehen, daß das einen guten Grund hatte. In mehreren Kolonnen schoben sich die Truppen über die Grenze. Generalmajor v. Manteuffel führte auf dem Wege Schmiedeberg—Schäßlar, Generalleutnant v. Winterfeld über Landeshut—Liebau, Generalleutnant v. Hautcharmoy über Friedland nach Starkstadt und Generalleutnant v. Souqué von Braunau und Wünschelburg nach Starkstadt. Diese Abteilungen sammelten sich nun schließlich bei Königshof, um auf dem Querwege zur Iser zu ziehen. Hier vereinigten sie sich mit den Truppen des Generalleutnants v. Braunschweig-Bevern.

Nach der Niederlage bei Kolin wichen die Preußen nach Sachsen und nach der Oberlausitz aus. In Schlesien standen nur Garnisonstruppen. Dem Feinde war es daher leichtgemacht, im Juli 1757 mit 2500 Mann leichter Truppen Landeshut zu besetzen und von hier aus zahlreiche Streifereien in die Ebene durchzuführen. Der Versuch des alten preußischen Generalmajors v. Kreyßen mit zusammengerafften Garnisonstruppen den Feind zu verdrängen, mißlang. Seine Abteilung wurde durch das Gefecht bei Landeshut am 14. August 1757 vollständig auseinandergesprengt. Die Beunruhigung, die durch dieses österreichische Streifkorps in Schlesien geschaffen wurde, war größer, als man seiner Stärke nach glauben möchte. Die Landeshuter Pforte führte eben unmittelbar an die verwundbarsten Stellen Schlesiens heran.

Bis in den Herbst hinein zog sich ein Kleinkrieg in diesem Gebiete hin. Er fand sein Ende, als Ende September die Belagerung von Schweidnitz begann. Die Festung fiel Mitte November in die Hände der Österreicher. Damit war der westliche Hauptpaß für Preußen verloren. Glatz blieb in preußischer Hand. Der Verlust Breslaus nach der unglücklichen Schlacht bei Breslau vervollständigte die trübe Lage der Preußen. Mit Schweidnitz, Breslau und Liegnitz, das von den Österreichern in Verteidigungszustand gesetzt wurde, behaupteten die Österreicher den Westteil des schlesischen Kernlandes. Der Vorstoß des Königs, der zur Schlacht bei Leuthen führte, mußte nun unweigerlich erfolgen, wollte er noch in jenem Winter Schlesien wiedergewinnen. Die Schlacht bei Leuthen wurde also durch die Besetzung der Landeshuter Pforte, durch die Eroberung der Schlüsselstellung Schweidnitz und des Vorfeldes bis Breslau und Liegnitz hin bedingt. Die Wiedergewinnung der Festungen Breslau und Schweidnitz war dann die nächste Aufgabe.

1758 kehrte Friedrich aus Mähren durch die Landeshuter Pforte nach Schlesien zurück.

Das Jahr 1760 brachte eine der bemerkenswertesten Kampfhandlungen im Bereiche der Pässe. Damals stand Souqué in den Schanzen bei Landeshut. Laudon, ein junger, kühner Führer, griff ihn mit Übermacht an und vernichtete sein Korps. In Eilmärschen marschierte der Österreicher über Braunau nach Glatz und eroberte die Festung. Die Pässe waren nun in seiner Hand. Schweidnitz mußte folgen. Aber da erschien der König in Schlesien und rettete die Lage durch die Schlacht bei Liegnitz.



Ruine Kynast im Riesengebirge

Aufn. H. F. Klose

1761 hatte Laudon Schweidnitz genommen. Friedrich der Große aber setzte sich im Lager bei Bunzelwitz fest, um keinen Preis bereit, das Dorf und der Pässe zu räumen. 1762 gelang es dann dem König, durch die Schlacht bei Burkersdorf die Österreicher in die Querschlucht zurückzudrängen. Mit aller Macht ließ er Schweidnitz berennen. Aber Daun erhielt strengsten Befehl, die Festung zu entsetzen. Über Silberberg — Reichenbach versuchte er einen neuen Vorstoß, der jedoch vor Reichenbach mißglückte. Zwei Monate später mußte Schweidnitz den Preußen die Tore öffnen. Der Besitz von Schweidnitz sicherte den Besitz von Schlesien und damit den endgültigen Ausgang des Krieges.

*

Während dieser Kriege war auf der schlesischen Paßseite allmählich ein ganzes Verteidigungssystem entstanden. Die Landeshüter Schanzen waren so umfangreich geworden, daß 30000 Mann zu

ihrer vollständigen Besatzung nötig wurden. Die Niederlage Souqués ist wesentlich auf die geringe Besatzungsstärke (10000 Mann) zurückzuführen. Am Eingang des Friedlander Passes sind noch heute Batteriestellungen zu erkennen. Vorgeschieben davor lag die Pfeifferschanze. Den östlichen Hauptweg sicherte Olaz. Schlüsselpunkt der gesamten Paßstellung blieb Schweidnitz. Das Lager von Bunzelwitz können wir als ein neues preußisches Schweidnitz neben der von Österreichern besetzten Festung ansehen. Die Österreicher errichteten 1762 Verschanzungen zu beiden Seiten des Weisstriftales, die dann zur Schlacht bei Burkersdorf führten.

Nach dem Kriege sind die Paßstellungen durch die Festung Silberberg verstärkt worden.

Später, nach Friedrichs Tode, errichtete man auf dem Südwalle der Grafschaft einige Sorts, deren Reste noch heute im Walde zu finden sind.

*

Zurückschauend können wir sagen, daß die letzten Entscheidungen in den Schlesischen Kriegen vor den Innersudetischen Pässen fielen. Pässe und Dorf sind eng miteinander verbunden, das

Dorfeld ist als die schlesische Hauptstellung anzusehen. Wir erkennen auch die überragende Bedeutung von Glatz. Friedrich hat mit Recht auf dem Besitz der Grafschaft bestanden. Glatz schützte die schlesische Hauptstellung. Eigentlich hätte Friedrich auch auf dem Braunauer Ländchen bestehen müssen. Zwischen den preußischen Stellungen von Glatz und Landeshut konnte Braunau jedoch nicht gefährlich werden.

8.

Während des „Kartoffelkrieges“ von 1778—1779 versammelte Friedrich der Große die Hälfte seiner Regimenter bei Glatz und Silberberg. Als Vormarschstraße wählte er diesmal den Weg auf Nachod. Die Österreicher standen in einem stark befestigten Lager westlich der Elbe zwischen Trautenau—Königinhof—Jaromirsch. Ihnen gegenüber bezog Friedrich mehrere Lager. Entscheidende Zusammenstöße fanden nicht statt. Im Laufe dieser Wochen verlegte der große König allmählich seine Lager in das Gebiet der Landeshuter Pforte. Aus den letzten Kriegswochen ist der kühne Einfall österreichischer leichter Truppen in die Südostecke der Grafschaft auf Mittelwalde — Habelschwerdt bis dicht vor Glatz bemerkenswert.

9.

In den Napoleonischen Kriegen erfolgte der Angriff auf Schlesien von Westen her. Die Pässe gelangten dabei zu keiner Bedeutung. Der schnelle Verlust Schlesiens 1807 ist im wesentlichen auf die schmachvolle Übergabe von Schweidnitz zurückzuführen, das inzwischen zur stärksten schlesischen Festung ausgebaut worden war. 1813 ließ Blücher am Ausgange des Glatzer Passes auf dem Grochberge bei Frankenstein Schanzen errichten. Das Eingreifen Österreichs stand bevor, und so wollte er unbedingt ans Gebirge angelehnt kämpfen, um unter keinen Umständen die Sühlung nach Süden zu verlieren. Andererseits erschwerte das hartnäckige Verbleiben des schlesischen Heeres nördlich der Pässe die Aufgabe Napoleons ungemein. Die Entscheidung fiel auf dem westlichen Dorfelde, an der Kaßbach.



Gröditzburg

Aufn. H. f. Wlofe

Der Deutsche Krieg von 1866 zeigte die Bedeutung der Pässe von neuem. Der Aufmarsch im Dorfelde und die Benutzung der Pässe entsprachen den friderizianischen Vorbildern.

Der erste Aufmarsch führte das I. Korps in die Gegend von Görlitz, das V. Korps versammelte sich um Schweidnitz, bei Striegau lag die Kavallerie-Division und um Neiße das VI. Korps.

Bald darauf verschob Moltke die Korps am Gebirge entlang nach Osten. Das I. Korps stand danach bei Münsterberg, das V. bei Grottkau, das VI. bei Neiße, die Kavallerie-Division bei Strehlen. Auf dem linken Flügel wurde das Gardekorps bei Brieg ausgeladen.

Während der erste Aufmarsch Lausitzer Pforte, Innersudetische Pässe und Mährische Pforte beachtete, führte der zweite Aufmarsch die Schlesiische Armee im Dorfelde des Gläzer Hauptpasses zusammen mit Wendung zur Mährischen Pforte, bedingt durch Nachrichten, daß sich die österreichische Armee bei Olmütz sammelte.

Nachdem der Abmarsch der Österreicher in die Gegend von Königgrätz bekannt wurde, erfolgte der Einmarsch in folgender Ordnung: das I. Korps marschierte durch die Landeshuter Pforte gegen Trautenau, die Garde benutzte den Mittelweg über Silberberg und Dittersbach—Braunau. Dem V. Korps wurde der Weg Glätz—Nachod zugewiesen. Das VI. Korps blieb zunächst als Flankenschutz bei Habelschwerdt stehen. Da der Feind die Engen zu verteidigen suchte, mußte es auf den alten Schlachtfeldern von Trautenau und Nachod zu neuen Schlachten kommen.

Die schon von Friedrich dem Großen erkannte Geländeschwierigkeit der Landeshuter Pforte hinter Trautenau führte zu einem unglücklichen Gefecht. Erst das Eingreifen der Garde von Osten her am Tage danach öffnete diesen Paß. Das V. Korps schlug bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel drei österreichische Korps nacheinander. Die getrennt marschierenden Korps vereinigten sich auf dem Querwege des Elbtales bei Königshof, um über Gitschin Verbindung zur I. Armee zu gewinnen. Von diesem Wege aus wurden sie zum Flankenangriff auf die österreichische Stellung westlich Königgrätz vorgeführt.

In den Auseinandersetzungen des preußischen Führerkreises vor dem Friedensschlusse spielte auch die Wegnahme des Braunauer Ländchens eine Rolle.

11.

Vor dem Weltkriege verbanden die Pässe verbündete Staaten. Aus dieser Zeit ist daher wenig festzustellen.

Eine Zeitlang lag dicht vor der Landeshuter Pforte eine Garnison in Freiburg. Schweidnitz behielt auch jetzt noch eine starke Garnison.

Die Manöver spielten sich meist auf der großen Verschiebungslinie vor dem Gebirgsrande ab. Das Gesicht der schlesiischen Korps war nach Osten gerichtet. Die Kaisermanöver ließen ahnen, daß auch nach diesem Frontwechsel der Schwerpunkt einer Entscheidung — mußte sie im Lande selbst fallen — im Dorfelde der Pässe verblieb.

12.

Der Ausgang des Weltkrieges warf Schlesien in eine Lage zurück, wie sie etwa zur Zeit der Hussitenkriege bestand. Im Nordosten und Südwesten entstanden Mächte, die schon damals Hand in Hand gearbeitet hatten und die heute eine tiefe panslawistische Idee verbindet. Damit sind auch die Innersudetischen Pässe zu neuer Bedeutung gekommen.

Wir werden zu prüfen haben, ob der Gegner jenseits der Grenze die naturgegebenen Grundlagen der Pässe erkannt und ob die deutsche Wehrleitung ihre geringen Nachtmittel schon im Frieden entsprechend aufgestellt hat.

Der Tscheche hat im oberen Elbtale seine 4. Infanterie-Division aufgestellt. Der Sitz des Stabes ist naturgemäß Königgrätz. Die Hauptkraft der Division muß hier und in Josefstadt versammelt sein. Wir finden auch die Masse der Artillerie, die Flieger, die Stäbe und den Nachschub tatsächlich in Königgrätz und Josefstadt.

Josefstadt: Stab 7. Infanterie-Brigade
2 Infanterie-Bataillone (III./4. und I./22.)
2 leichte Artillerie-Regimenter (4. und 52.)
1 Trainbataillon (2.)

Königgrätz: Stab 4. Division
Stab 4. Feldartillerie-Brigade
4. Infanterie-Regiment (III./4. Josefstadt)
104. grobes Artillerie-Regiment
4. Flieger-Regiment

Die Gliederung nach vorn ist damit offensichtlich klar durchgeführt. Auch die anderen Truppenteile der Division sind entsprechend aufgestellt. Das 22. Infanterie-Regiment steht in Gitschin. Die Regimenter der 8. Infanterie-Brigade (Hohenmauth), das 21. Infanterie-Regiment (Čáslav) und 30. Infanterie-Regiment (Hohenmauth) sind rechts rückwärts gestaffelt. Sie stehen an der Verbindung Königgrätz—Olmütz, einer der wichtigsten Längsverbindungen in der C. S. R. überhaupt. Die Eisenbahnverbindungen ermöglichen ihre Verschiebung sowohl die Elbe aufwärts als auch gegen Mittelwalde. Die Gebirgsartillerie-Abteilung der Division liegt vor dem Adlergebirge in Adler-Kosteletz. Als Elitetruppe haben die Grenzfürer-Bataillone zu gelten. Davon liegen zwei Bataillone im Bereiche der Pässe. Nach Trautenau vorgeschoben steht das 2. Bataillon. Das 3. Bataillon ist seit einiger Zeit nach Senftenberg verlegt worden. Über eine besondere Kampfkraft verfügt die Division in dem schweren Artillerie-Regiment 301, das verhältnismäßig nahe an der Grenze in Jaromirsch steht. Kavallerie-Regimenter stehen weiter zurück, in Hohenmauth das 9., in Pardubitz das 8., dem außerdem eine Radfahrer-Esdragon angegliedert ist. Pardubitz ist auch der Standort des einzigen Eisenbahn-Regiments.

Die Aufstellung der 4. Infanterie-Division ermöglicht eine rasche Zusammenziehung im Schwerpunkt der böhmischen Paßseite, den wir im Raume Königgrätz—Josefstadt erkannten.

Gegenüber diesen Truppenmassen erscheinen die Streitkräfte als winzig, die augenblicklich auf der schlesischen Seite in Garnison liegen.

Schweidnitz ist auch heute noch stärkster schlesischer Waffenplatz. Außerdem liegen je zwei Kompagnien in Hirschberg und Glas.

*

Es wäre verfehlt, am Schlusse dieser Arbeit irgendwelche Rezepte für die Zukunft geben zu wollen. Die Aufgabe lautet:

Mit hellen Augen die Heimat zu erschauen und ein gutes Wissen vom Gange der Geschichte durch ihre Täler und über ihre Höhen zu sammeln.

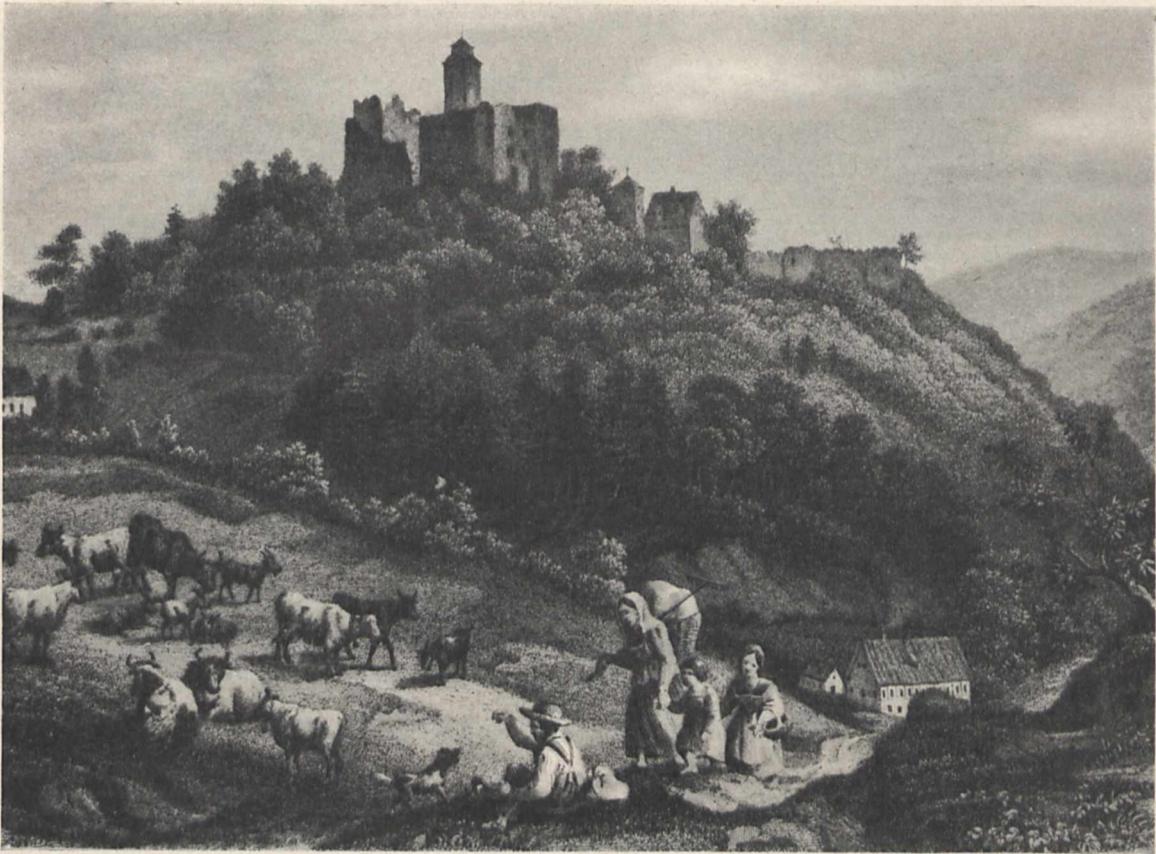
Ludwig Richter. Zur 50. Wiederkehr seines Todestages am 19. Juni 1934

Von Dr. Arnold Wienecke.

„Die Reisen in jene malerischen Gegenden Deutschlands wurden größtenteils zu Fuße zurückgelegt und lieferten fürs Skizzenbuch und die Erinnerung eine reiche Ausbeute von Bildern und Erlebnissen aus dem deutschen Volksleben, die mir für mein späteres Schaffen vielfach zugute kamen.“ Mit diesem wesentlichen Urteil beschließt Ludwig Richter das, was er über seine Wanderungen im Harz, in Franken und dem Riesengebirge sagt. Überhaupt berichten nur wenige Sätze der „Lebenserinnerungen“ von den Reisen. Der Künstler spürte wohl, daß es der Worte kaum bedurfte. Gemälde und Stiche, Holzschnitte und Zeichnungen waren ja in Fülle der Niederschlag dieses Erlebens. Alle Bilder bezeugen, was Rübezahls Reich dem volksverbundenen Maler gegeben hatte. Es war ihm Welt der Romantik, erfüllt vom Märchenzauber des Berggeistes. Das Rauschen der Bäche, die Stille der Teiche, der Friede der Hütten und die wuchtige Größe der Felsklippen, dies alles verflingt nie mehr im Sinnen des schlichten, gemütvollen Künstlers.

Das bekannte Berliner Gemälde des Großen Teiches — 1928 abgebildet in den Schlesischen Monatsheften (S. 413) — begegnet als rein landschaftliches Stimmungsbild und als Studie noch öfter im Gesamtwerk. Die Gestalt Rübezahls ist in vielen Bildern festgehalten. Von den Zeichnungen für die Volksmärchen des Musäus bis zu der bekanntesten Radierung ist ein weiter Weg im formalen Ausdruck. Aber alle Blätter sind erfüllt von Bergwaldpoesie, lassen immer wieder den Schalk und Spaßmacher Rübezahl spüren. Die Frau des Glashändlers ruft nach dem Berggeist, als einer





ihrer Buben gar nicht still sein will. Da steht er vor ihr in Köhlergestalt, um den Schreihs zu holen. Aber sein gutmütiges Lächeln zeigt, wie wenig ernst er es meint. Und rings um ihn ist die Natur in Frieden gebettet. Jeder erinnert sich wohl nach diesen erzählenden Sätzen, was den Zauber des unvergeßlichen Bildes ausmacht.

Richter gab aus vollem Herzen zurück, was ihm die Berge geschenkt hatten. Er tat es zuerst in dem Buche „Wanderungen durch das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz“, dessen Text Herloszohn gestaltete. Diesen Stahlstichen sind die beiden Wiedergaben entnommen. Die Kynsburg ist ganz erfüllt von dem Stimmungszauber Ludwig Richters. Das verfallene Rittershloß, die behagliche Wohnstätte im Waldeschutz, Hirt und Herde und der Abendfriede der Heimkehr vom Felde, das ist zu einer schlichten Einheit verwachsen, wie es dem deutschen Empfinden entspricht, wie es echte volkstümliche Kunst oft gestaltet hat.

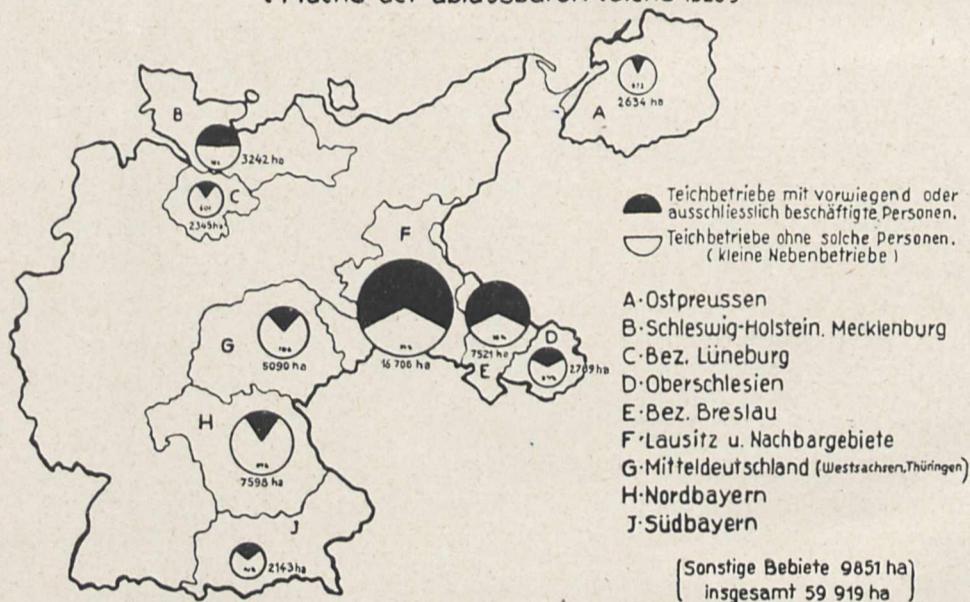
Die schlesische Hauptstadt war mit in die Wanderung eingeschlossen. So entstand u. a. das Blatt des Breslauer Rathauses. Auf echt Richtersche Weise ist es durch das behagliche Treiben an den Marktbuden belebt. Der Mittelgiebel auf der Ostseite ist einfacher gestaltet als heut. Die Fialenreihe wurde erst 1884 rekonstruiert. Die Fenster des Fürstensaales und die Leuchter an der Eingangstreppe haben sich gewandelt. Aber am stärksten verändert sind die Häuser im Hintergrund und der Bezirk der Fischmarktbuden, wo sich jetzt das Denkmal Friedrich Wilhelms III. erhebt. Doch man vergißt es bald und erfreut sich am Leben der vergangenen Zeit. Der Malerpoet hat es hier wie in den meisten Bildern so schön gestaltet, daß der Eindruck jedem heute und hoffentlich auch weiterhin unvergeßlich bleibt.

Schlesische Teichwirtschaft

Univ.-Prof. Dr. W. Wunder, Zoologisches Institut, Breslau
 Leiter des Teichwirtschaftlichen Versuchsrings des Verbandes
 deutscher Karpfen- und Schleienproduzenten.

Bis zum Jahre 900 n. Chr. läßt sich in Schlesien die Teichwirtschaft zurückverfolgen. Um das Jahr 1000 wurden offenbar in großer Zahl neue Teiche geschaffen durch Mönche, welche sumpfiges, in anderer Weise nicht zu nutzendes Gelände durch die Errichtung mächtiger noch heute bestehender Dämme in ablaßbare Teiche aufteilten. Urkundlich wird die Teichwirtschaft in Kraschnitz zum erstenmal um das Jahr 1300, diejenige in Militisch zum erstenmal um das Jahr 1600 erwähnt. Es kann jedoch kein Zweifel bestehen, daß auch hier schon die Anlagen früher bestanden. Vor allem in der Bartschniederung im Militisch-Trachenberger Grenzreife haben wir eine zusammenhängende Kette von Teichen vor uns, deren Zahl weit über 200 beträgt. In Oberschlesien und in der Lausitz treffen wir dann weiterhin noch Teiche in großer Zahl an. Die ablaßbaren Teiche Ober- und Niederschlesiens zusammen machen eine Fläche von 18 430 Hektar, d. i. 30,8% der gesamten Teichfläche Deutschlands aus. Aber nicht nur der Fläche nach steht die Teichwirtschaft Schlesiens in Deutschland an erster Stelle, sondern hier wird etwa die Hälfte der gesamten deutschen Karpfen mit jährlich 55 000 Zentnern produziert. Neben den Karpfen

DIE HAUPTTEICHGEBIETE DEUTSCHLANDS (Fläche der ablaßbaren Teiche 1925)



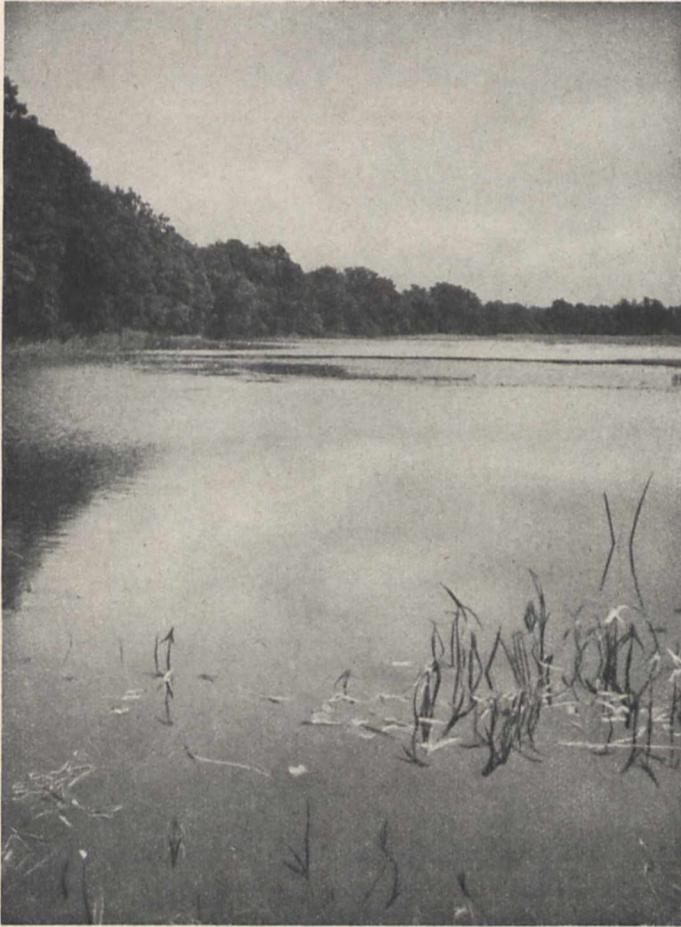
Hauptteichgebiete Deutschlands nach Flächenanteil und Beschäftigtenzahl. Nach der Volkszählung 1925 dargestellt durch den Deutschen Fischereiverein.



Schilfgedeckte Häuser aus dem Teichwirtschaftsgebiet

werden noch alljährlich 10- bis 15 000 Zentner Schleien erzeugt. Diese Zahlen können eine Vorstellung geben, daß hier doch ein sonst nicht zu nutzender Boden, der in der Hauptsache den schlechtesten Bodenklassen zuzuzählen ist, und der vor allen Dingen wegen der Wasserverhältnisse dauernd versumpft wäre, ohne Teichanlagen, hier durch die Jahrhunderte alte Fischzucht richtig genutzt wird.

Die Teichgegenden machen auf den Fremdling, der etwa aus dem Westen Deutschlands kommt, einen ganz eigenartigen Eindruck. Die sandigen, bei Regen oft grundlosen Wege werden meistens mit Pferden ohne Hufeisen befahren. Ist ein Fahrweg durch die vielen Fischfuhren vollkommen zerfurcht und unbenutzbar geworden, so wird daneben ein neuer Weg in Gebrauch genommen. So kann man oft drei oder vier parallel verlaufende Sandwege durch das Gelände ziehen sehen. Auf den ersten Blick mutet das vielleicht an wie moderne breite Straßen, bei denen immer nur auf einer Straßenhälfte in einer Richtung gefahren werden darf. In Wirklichkeit ist es aber gerade das Gegenteil. Es prägt sich darin einmal aus der Mangel an richtigen Straßen mit festem Unterbau und weiterhin der geringe Wert des Bodens, bei dem es nicht darauf ankommt, ob eine oder vier Wegbreiten benutzt werden. Die Eigenart der Teichgegend prägt sich weiterhin aus in der Bedachung der Häuser. Meist handelt es sich um Häuser mit Lehmwänden und Fachwerk, die weiß gefalzt sind und ein Schilfdach aufweisen. Charakteristisch ist die Staffelung des Daches, die sich dadurch ergibt, daß die einzelnen Schilflagen regelmäßig übereinander angeordnet werden. Im Sommer ist auch heute noch der Rand vieler Teiche derartig stark mit Schilf bewachsen, daß mancher Fremdling auf einer Straße zwischen den Teichen fahrend überhaupt nichts davon merkt, daß rechts und links fischereilich genutzte Wasserflächen anzutreffen sind. Die fortschrittlichen Teichwirte



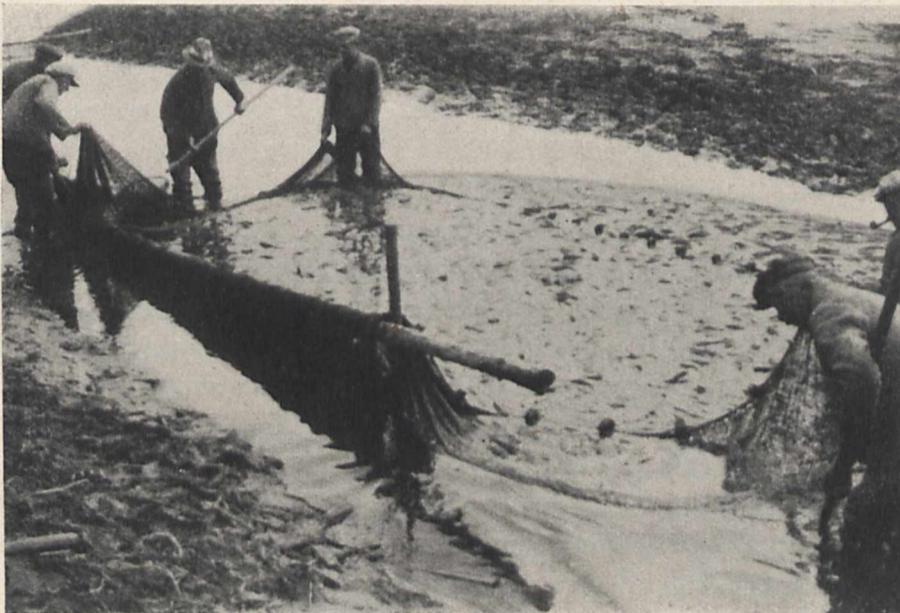
Ein entschilfter Teich mit Waldrand

widmen jedoch heute ihr Hauptaugenmerk der Schilfbekämpfung. Bei flachen Teichen mit geringerer Tiefe als ein Meter besteht immer die große Gefahr, daß durch zu starken Schilfwuchs eine allmähliche Verlandung herbeigeführt wird. Mit der Schilfsense wird vom Kahn aus entweder mit der Hand oder mit Motorbetrieb oft zwei- bis dreimal im Jahre das Schilf möglichst tief unter dem Wasser abgeschnitten. Neben dem Schilfschneiden ist das Trockenlegen eine Methode, welche das Verlanden der Teiche bekämpft. Die Nutzung einer Wasserfläche für die Karpfenzucht ist nur dann möglich, wenn das Gelände zeitweise vollkommen trockengelegt werden kann. Der größte Teil der Teiche liegt über Winter trocken und wird erst im Frühjahr wieder aufs neue mit Wasser gefüllt oder „bespannt“, wie sich der Teichwirt ausdrückt. Nur wenige in der Bewässerung vollkommen zuverlässige Winterteiche beherbergen während der kalten Jahreszeit die Fischmengen, die im Frühjahr in die Teiche wieder ausgefetzt werden. Im Sommer beklagen sich oft die Besucher des Teichgebietes, daß sie von Fischen nichts zu sehen bekommen. Sie erkennen dann nur bei großen gut entschilften Teichen Wasserflächen, die häufig von Wald umsäumt sind, in dem alte Eichen vor allem ins Auge fallen. Höchstens vor einem Gewitter springen einmal die Fische in die Höhe über das Wasser hinaus, um dann wieder in ihr feuchtes Element zurückzusinken. Der Teichwirt verfolgt jedoch genau alles, was sich im Wasser abspielt. Er läßt die alten Karpfen, die oft eine Länge

von einem Meter und ein Gewicht von 25 Pfund aufweisen können, im Mai in kleinen Teichen laichen. Aus den winzigen Eiern schlüpfen schon nach sechs Tagen die jungen Karpfen, welche wie kleinste Striche nur mit geübtem Auge im Wasser zu erkennen sind. Auf besonders gut behandelte und gedüngte Teichflächen wird dann die Karpfenbrut ausgesetzt und die einzelnen Fische erreichen bis zum Herbst ein Gewicht von 50 Gramm. Im Winter kommen die Tiere vielfach wieder auf andere Teichflächen, wo genügende Wassertiefe und genügender Zufluß sie vor dem Ausfrieren schützt. Im zweiten Lebensjahr wachsen die gleichen Fische auf einer anderen Fläche bis zu einem Gewicht von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Pfund heran. Nach einer weiteren Überwinterung in besonderen Teichen kommen die Tiere dann in große Abwachteiche, in denen sie das marktfähige Gewicht von 3 bis 4 Pfund erreichen. Der Teichwirt zählt ganz genau die Menge der Fische, die auf eine bestimmte Fläche ausgesetzt wird. Mit Lupine und Sojaschrot füttert er an bestimmten Futterplätzen, die durch Pfähle gekennzeichnet sind, seine Fische. Oft alle 14 Tage entnimmt er Probefänge, bei welchen das Gewicht und die Größe geprüft wird. Die Teichwirtschaft ist Viehzucht im Wasser.

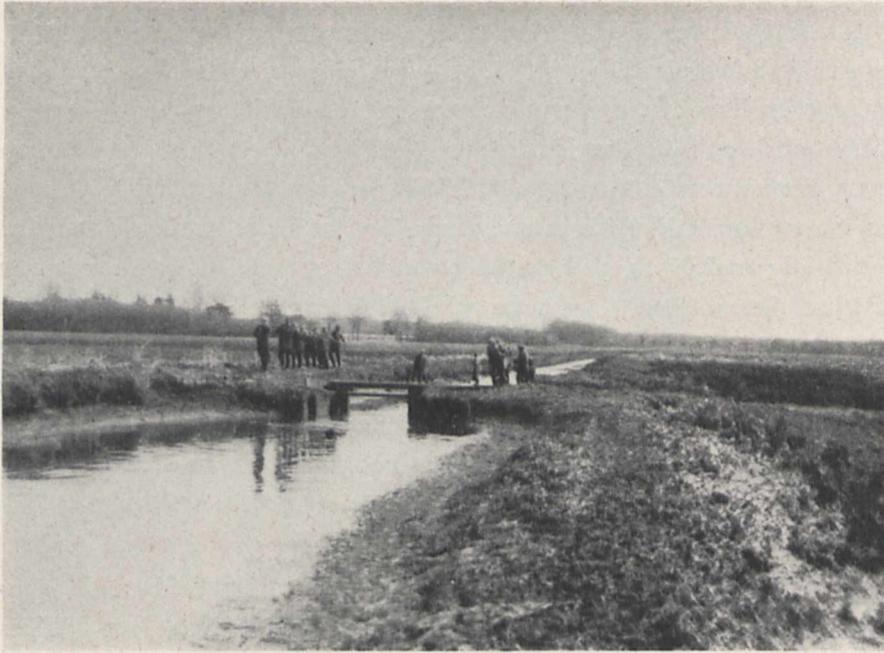
Sie erfordert besondere Kenntnisse und sorgfältige ständige Überprüfung der Teiche und Fischbestände. Durch Düngung der Teiche wird die natürliche Nahrung der Fische, die aus Wasserflöhen, Würmern und Insektenlarven besteht, vermehrt und die sogenannte „Naturnahrung“ erzeugt, welche eine wichtige Grundlage für die Ernährung des Karpfens darstellt. Das künstliche Futter kann nur als Beifrost gewertet werden.

Ein besonderes Leben ist an den sonst so stillen, einsam gelegenen Teichen im Herbst bei der Abfischung zu beobachten. Der Wasserspiegel wird oft schon tage-, ja wochenlang langsam gesenkt,



Festgestecktes Netz mit Karpfen.

In einem großen Netz können 100—200 Str. Karpfen sein



„Die Wolgafischer“
Das Ziehen des
Netzes im Graben
eines abgelassenen
Teiches

und es sind zum Schluß nur noch die Gräben gefüllt, welche das Wasser der tiefsten Stelle des Teiches, der Fischgrube zuführen. Es wird nun ein Netz nach der Fischgrube zu durch die Gräben gezogen und so die Fischmenge zusammengedrängt. An den beiden langen Seilen zieht eine größere Zahl von kräftigen Männern, die durch ihre Lederbekleidung als Fischer kenntlich sind. In der Fischgrube wird dann zum Schluß mit einem großen Netz eine riesige Fischmenge auf engstem Raum zusammengedrängt. Bei unseren großen schlesischen Fischteichen finden sich manchmal in einem Netzzug 100 bis 200 Zentner Karpfen. Der Netzbeutel wird am Rande der Fischgrube festgesteckt. Die mit Bleigewichten besteckte Unterschnur wird über einen Balken gelegt, während die mit Korkschwimmern versehene Oberschnur auf Pfählen oder besonderen Trägern aufgesteckt wird. Die Fische werden dann mit Keschern in Bottiche herausgeholt und auf der sogenannten Bracktafel dem Gewicht nach in große runde Holzbottiche, die sogenannten Triebse, sortiert. Durch Sauerstoffzufuhr zu den Triebsen werden die riesigen Fischmengen auf engem Raum gut am Leben gehalten. Vor dem Verladen in die Fischwagen werden die Karpfen gezählt und gewogen. Die Fischwagen sind nach jahrhundertealtem Brauch mit Säffern versehen. Auf den schlechten Wegen und bei dem weiten Transport haben sich die Säffer, von denen drei bis 4 auf einem Wagen von zwei Pferden gezogen werden, sehr gut bewährt. Man wendet in neuerer Zeit auch Kastenwagen zum Fischtransport an, die aber oft so schwer sind, daß vier Pferde zum Transport benötigt werden. Auch auf Leiterwagen mit ausgespannten Planen findet vielfach der Fischtransport statt. In den sogenannten Hältern werden die Karpfen in frischem Wasser bis zum Verkauf aufbewahrt. In Eisenbahnspezialwagen mit Sauerstoffversorgung erfolgt dann die Versendung großer Karpfenmengen aus Schlesien, die hauptsächlich nach Berlin und Hamburg verschickt werden.

Im Laufe der Jahrhunderte hat man besondere Karpfenrassen gezüchtet und man stellt auch zugleich je nach der Gegend, in der diese Fische gezüchtet werden, verschiedene Ansprüche. In



Abfischung des größten deutschen Fischteiches, des Grabowfischteiches der Herrschaft Militzsch, Schlesiens (Wasserfläche 280 ha). Die „Fischgruben“ sind noch mit Wasser gefüllt. Die Teichwärter sortieren in der Mitte des Bildes in einer Reihe an der „Bracktafel“ stehend die Fische nach Art und Gewicht. Sie werfen die Fische vor sich und hinter sich in mit Wasser gefüllte Bottiche (Eriebsche). Im Bilde links die Sauerstoffflasche, die die Eriebsche mit Sauerstoff versorgt. Von der Bracktafel wird jede Sorte für sich auf die Zähltafel gebracht, wo festgestellt wird, wieviel Stück Karpfen auf 1 Str. gehen.

Bayern im Aischgrund wird der sogenannte Tellerkarpfen gezüchtet. Es ist dies ein Fisch, der einen besonders hohen Rücken und weit herabhängenden Leib zeigt, so daß er in seiner fast scheibenförmigen Gestalt, in der Mitte gespalten und gebacken, gerade einen Teller voll bedeckt. Bei uns ist im allgemeinen ein dreipfündiger Karpfen am beliebtesten. In Hamburg wurden immer mehr vierpfündige Fische verlangt. Die Franzosen bevorzugen einen kleinen etwa $\frac{1}{2}$ Pfund schweren Karpfen, der aber vier bis fünf Jahre alt sein muß, da sie Milch oder Rogei, d. h. die reifen Geschlechtsprodukte, als besondere Delikatesse schätzen. Umgekehrt hat man schon in alter Zeit Karpfen kastriert und zur Ausbildung eines besonders zarten und fettreichen Fleisches auf diese Weise veranlaßt. Vor allem in England waren lange Zeit derartige Fische beliebt. Während die ursprüngliche Form des Karpfens der vollkommen mit Schuppen bedeckte Fisch ist, der sogenannte Schuppenkarpfen, züchtete man im Laufe der Zeit Fische, die immer weniger Schuppen aufwiesen. Ein Zuchtziel war lange Zeit ein Karpfen, der nur noch auf jeder Körperseite genau ausgerichtet eine Reihe großer Schuppen zeigte. Es ist dies der sogenannte Spiegelparpfen oder Zeilkarpfen. Die großen Schuppen erinnerten etwas an Taler, und man bildete sich ein, daß das ganze Jahr das

Geld nicht ausgehe, wenn an Weihnachten oder Neujahr ein solcher Fisch auf den Tisch kommt. Das Entfernen der Schuppen bedeutete offenbar für die Köchinnen eine unangenehme Arbeit. Heute wenigstens werden hauptsächlich schuppenfreie sogenannte Lederkarpfen im Handel verlangt und besser als beschuppte Tiere bezahlt. Auch die Gestalt der Karpfen wird vielfach vom Verbraucher vorgeschrieben. Während sich ein zu kurzer Fisch nur in zwei Portionen teilen läßt, sind vor allem im Hotelbetrieb mehr langgestreckte Karpfen beliebt, aus denen sich zahlreichere Portionen machen lassen. Der Fischzüchter muß allen diesen Anforderungen Rechnung tragen und er muß sehen, wie er jedem gerecht wird.

Die schlesische Teichwirtschaft hat ebenso wie die Landwirtschaft aufs schwerste unter den Verhältnissen in den letzten Jahren gelitten. Die Konkurrenz durch die Auslandskarpfen, welche in Ungarn und Jugoslawien unter viel günstigeren klimatischen Bedingungen heranwachsen, drohte die deutsche Karpfenteichwirtschaft zu vernichten. Es war aber auch kein fester Preis bei den Karpfen vorhanden. In den letzten Jahren lagen die Verhältnisse so, daß während des Jahres für Bodenbearbeitung, Schilfschneiden, Fütterung, Düngung oft größere Kosten entstanden als diejenigen, welche dann durch den Fischverkauf wieder gedeckt wurden. Dazu kam, daß eine Einstellung der Karpfenzucht in der Hauptsache auf das ausländische Sojaströhl erfolgt war. Heute sehen sich nun die Teichwirte genötigt, unter ganz anderen Verhältnissen zu arbeiten. Sie müssen ihre Teiche nutzen und dabei möglichst mit einheimischen Futtermitteln auskommen. Die Konkurrenz durch die Auslandskarpfen ist durch wirksame Zollmaßnahmen ferngehalten. Preisshleuderei ist durch Festsetzung des Karpfenpreises verhindert. Es ist nicht ganz einfach, unter den besonders schwierigen Bedingungen in der schlesischen Karpfenteichwirtschaft den Betrieb durchzuführen. Aber genau so, wie der Landwirt wieder langsam in gesicherte Verhältnisse und zu einem auskömmlichen Verdienst gelangen muß, so wird es auch bei vorsichtiger Wirtschaftsweise und Auswertung aller Kräfte für die schlesische Teichwirtschaft wieder möglich sein, einer besseren Zukunft entgegenzugehen.



Kastenwagen und
Fassfuhr zum
Fischtransport

Holzgeschnitzte Sportpreise

Von Prof. dell'Antonio,
Direktor der Holzschnitzschule
Warmbrunn (Rsgb.)

Das Museum für Leibesübungen in Berlin hat unsere Schule seiner Zeit eingeladen, für die Ehrenpreis-Ausstellung, die im Festsaal des Museums für Leibesübungen stattgefunden hat, geschnitzte Ehrenpreise zu schicken.

Daraufhin haben wir unter unseren Schülern kleine Wettbewerbe veranstaltet, um Gegenstände in Holz zu entwerfen, die sich als Ehrenpreise eignen. Bei diesen Wettbewerben sind eine ganze Anzahl Arbeiten entstanden, die durch die Eigenart der Auffassung und die Eigentümlichkeit der verschiedenen Holzarten sehr viel Abwechslung zeigten.

Im Laufe der Arbeit hat sich ergeben, daß das Aneinanderreihen einzelner Figuren wie

Läufer, Schwimmer, Boxer, Fußballspieler, Speerwerfer, Turner usw. den Rand einer Holzdose oder Schale sinngemäß schmückt. Dadurch kommt der Schmuck, das „Ornament“, wieder zu Ehren.

Wenn vor einigen Jahren der Deutsche Werkbund in Stuttgart eine Ausstellung veranstaltete „Die Form ohne Ornament“, in der Gegenstände gezeigt wurden, die nur durch eine gute Form zur Geltung kommen sollten, so ist dies begreiflich. Das „Ornament“, wie es damals verwendet wurde, hatte vielfach seinen Sinn verloren. Die aufgeklebten Muscheln an den Küchenmöbeln, die durch Renaissance-Ornament belebten Flächen an den anderen Gegenständen waren für den heutigen Menschen nicht mehr verständlich. Darum wollte man mit Recht lieber etwas schmuckloses. Wenn man aber eine Schale oder Dose mit Sportfiguren schmückt, bekommt ein solcher Schmuck wieder Sinn und der Gegenstand wird wertvoll und durchaus geeignet, als Sportpreis verwendet zu werden.



Kopf in Eichenholz als Ehrenpreis beim Sport der SA.

Schüler: Kunst



Rübezahl als Sportpreis für ein Reitturnier

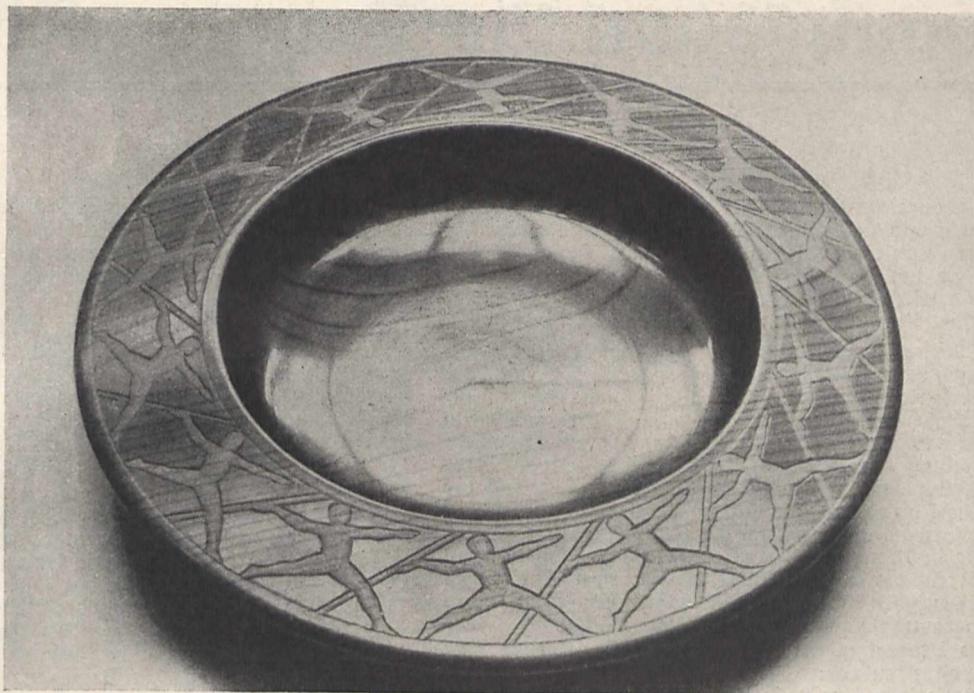
Schüler: Stelinski

in Warmbrunn angefertigt. Der Herr der Berge läßt gleichsam wie ein Spielzeug den Reiter aus seiner Hand springen und freut sich an diesem Spiel. Reiter werden auch dazu benutzt, den Sockel zu verzieren und ergeben einen sinnvollen, neuartigen Schmuck. Ein solcher Ehrenpreis ist für den Reiter, der von auswärts nach dem Riesengebirge kommt, nicht nur eine wertvolle Erinnerung an den Turniertag, sondern auch an das schöne Riesengebirge

In letzter Zeit wurden auch Arbeiten entworfen und geschneit, die sich für den Sieger bei der SA. oder Hitlerjugend als Ehrenpreis eignen würden. Durch eine kleine Widmung am Sockel kann der in deutschem Eichenholz geschneite Kopf eines SA.-Mannes oder Hitlerjungen zu einem geschmackvollen Ehrenpreis werden.

An einem Urkundenbehälter für den Sieger im Waldlauf kann man sehen, wie das Aneinanderreihen von Läufern einen sinnvollen Schmuck ergibt, der durchaus unserem heutigen Empfinden entspricht. Auch die Inschrift bei diesem Behälter schmückt den Sockel in angenehmer Weise. Auf Veranlassung des Turn- und Sportamtes der Deutschen Studenten in Berlin hat unsere Schule auch eine Plafette als Preis für Kleinkaliberschießen der Deutschen Hochschulen entworfen, die wiederholt als Ehrenpreis geschnitten werden mußte. Für den Wintersport im Riesengebirge ist ein Skiläufer in Eichenholz geschnitten worden, der vom Wintersportverein Bad Warmbrunn dem Sieger verliehen wurde. Auch zwei Plaketten wurden in Birnbaumholz geschnitten, die für den Sieger im Lang- und Abfahrtslauf gedacht sind. Die Sigur eines Rübezahls wurde als Preis für das Reitturnier

Schale als
Preis für
Speerwerfer



Schüler: Raschke

Durch solche handwerkliche Bildhauerarbeiten aus heimischem Holz werden nach und nach die fabrikmäßig hergestellten Dutzendwaren, die heute vielfach immer noch als „Ehrenpreise“ verliehen werden, zurückgedrängt. Unsere sporttreibende Jugend wird dadurch zu einem besseren Geschmaç erzogen und für unseren danieder liegenden Holzbildhauerberuf werden neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen.



Behälter für
eine Ehrenur-
kunde als
Sportpreis

Schüler:
Priedigkeit

Kampfbund für Deutsche Kultur

Schlesische Kulturtage.

In der vorigen Nummer der „Schlesischen Monatshefte“ hatten wir die Kulturwoche des Kampfbundes für die Zeit vom 1. bis 3. Juni angekündigt. Dieser Termin mußte um eine Woche verschoben werden, da der Reichsleiter Pg. Alfred Rosenberg verhindert ist, Anfang Juni nach Breslau zu kommen.

Pg. Alfred Rosenberg hat aber fest zugesagt, am Sonnabend, den 9. Juni, in der Jahrhunderthalle zu sprechen. Wie jeder Leser der „Schlesischen Monatshefte“ weiß, ist Pg. Alfred Rosenberg der vom Führer bestimmte verantwortliche Leiter für die gesamte weltanschauliche Schulung der Bewegung und gleichzeitig der Leiter des Außenamtes der NSDAP. Der 9. Juni mit der Rede Rosenbergs steht also im Mittelpunkt der ganzen Kulturwoche, zumal auch die Rede, die Alfred Rosenberg in Breslau halten wird, ebenso wie seine Reden während der letzten Monate, die weit über die Grenzen der deutschen Kulturwelt hinaus Aufsehen erregt haben, programmatische Charakter haben dürfte.

Das Programm der Kulturwoche sieht folgende Veranstaltungen vor:

Am Freitag, dem 8. Juni, um 20.15 Uhr im Konzerthaus einen schlesischen Komponistentag. Bekannte Komponisten unserer schlesischen Heimat: Richard Weß, Hermann Buchal und Gerhard Strecke werden unter Mitwirkung der Schlesischen Philharmonie eigene Werke dirigieren. Zur Aufführung gelangen: Die Symphonie „opus 42“ von Hermann Buchal, eine Ouvertüre von Gerhard Strecke sowie eine Symphonie und die Kleists-Ouvertüre von Richard Weß.

Eintrittspreise: RM. 0,50, RM. 1,—, RM. 1,50.

Am Sonnabend, dem 9. Juni, um 20.15 Uhr, findet in der Jahrhunderthalle die große Kundgebung mit Alfred Rosenberg statt, die gemeinsam mit der NSDAP. veranstaltet wird. 2000 Sänger und ein Orchester von 100 Mann sowie ein Hitler-Jugend-Chor werden bei dieser Kundgebung mitwirken, die von den Fahnen der Bewegung feierlich umrahmt wird. Die Kundgebung beginnt mit dem Sahneneinmarsch, hiernach gelangt „Das festliche Präludium“ von Richard Strauß zur Aufführung. Es folgen: Die Begrüßung durch den Landesleiter des Kampfbundes Bürgermeister Schönwälder, der Vortrag von drei Volksliedern, gesungen von dem Männerchor des schlesischen Sängerbundes, sowie ein Sprechchor der Hitlerjugend. Dann spricht Alfred Rosenberg. Nach seiner Rede wird der Männerchor das Lied „Deutschland, mein Deutschland“ zum Vortrag bringen. Ein Schlußwort unseres Landesleiters, Bürgermeister Schönwälder, sowie der gemeinsame Gesang des Horst-Wessel-Liedes und der feierliche Sahnenaufmarsch beenden die Kundgebung. Eintrittspreise: RM. 0,30, RM. 0,50, RM. 1,—, RM. 1,50 und RM. 2,—.

Am Sonntag, dem 10. Juni, um 10 Uhr vormittags, wird im Poelzigbau auf dem Messelgelände die feierliche Eröffnung der Kunstausstellung schlesischer Künstler vor sich gehen, bei der Alfred Rosenberg eine Ansprache halten wird. Mitwirkende: Ein Kammerorchester und Opernsänger Heinrich Pflanzl. Anschließend erfolgt die Besichtigung der Ausstellung. Später ist eine Rundfahrt durch unsere schlesische Heimatstadt vorgesehen,

die besonders den auswärtigen Teilnehmern der Kulturwoche zeigen soll, welche Reichtümer Breslau auf künstlerischem Gebiet aufzuweisen hat. Um 14 Uhr findet voraussichtlich eine gemeinsame Fahrt nach dem Kloster Leubus statt.

Die Kulturwoche sieht außerdem noch verschiedene Arbeitstagungen vor, u. a.: Am Freitag, dem 8. Juni, um 15 Uhr, eine Tagung der Sachgruppe „Musik“ des Kampfbundes und der schlesischen Komponisten im Breslauer Künstlerklub, Gartenstr. 39/41 (Konzerthaus), am Sonnabend, dem 9. Juni, Arbeitstagungen des Kampfbundes, der Deutschen Bühne und des Bund Deutscher Osten.

Die schlesische Kulturwoche verspricht für jeden einzelnen Volksgenossen zu einem eindrucksvollen Erlebnis zu werden, sie wird ein Ereignis für unsere Großstadt im Grenzland darstellen. Breslau stand im Kampf um die politische Machtergreifung der Bewegung an der Spitze aller deutschen Städte. Die Kulturwoche soll zeigen, daß Breslau auch im Kampfe um die weltanschauliche Fundierung der Bewegung gewillt ist, ein richtungweisendes Beispiel zu geben. Br.

Kampfbundarbeit in der Provinz.

Auf Veranlassung der Landesleitung Schlesien des Kampfbundes veranstaltete die Ortsgruppe Beuthen Oberöschl. des Kampfbundes am Sonntag, dem 13. Mai d. J., im Beuthener Stadttheater gemeinsam mit der Kreisleitung der NSDAP. und der Ortsgruppe der Deutschen Bühne eine große Kulturfundgebung, bei der der Landesleiter des Kampfbundes, Bürgermeister Schönwälder, über den Sinn der deutschen Revolution sprach.

Die Bühne des Stadttheaters war festlich geschmückt. Ein Marsch der Standartenkapelle eröffnete die Morgenveranstaltung, worauf unter den Klängen des Badenweiler Marsches die Sahnenaufstellungen einmarschierten und im Hintergrund der Bühne aufgestellt nahmen. In einer kurzen Begrüßung betonte der Kreiskampfbundleiter, Pg. Mappes, daß der Nationalsozialismus die Brücken geschlagen habe zu den hohen kulturellen Lebensäußerungen unserer Rasse. Jetzt werde jeder, der guten Willens sei, zu aktiver Mitarbeit aufgerufen.

Ein Schauspieler sprach eindrucksvoll Worte des Führers über die kulturellen Aufgaben, die vor uns liegen. Danach folgte die Rede unseres Landesleiters, Bürgermeister Schönwälder. Der außerordentliche Beifall, der nach dieser ersten großen Kundgebung des Kampfbundes einsetzte, bewies, daß in Beuthen Männer von großer Aktivität und großem Können am Werke sind, eine kulturelle Pionierarbeit zu leisten, die besonders im Grenzland so bitter not tut. Das Schlußwort sprach der Landesgeschäftsführer des Kampfbundes, Pg. Herbert Menz. Ein „Sieg Heil“ auf Führer und Reich und der gemeinsame Gesang des Horst-Wessel-Liedes beendeten die feierliche Kundgebung, deren Erfolg sich in zahlreichen Neuaufnahmen äußerte. Br.

Der schlesische Rundfunk

„Wir fahren ins Land!“

Die Sunthonzen des verflorenen Systems fühlten sich in den weichen Sesseln ihrer Sunthäuser so wohl, daß sie am liebsten in dieser Stellung gestorben wären. Sie brüteten hinter grünen Tischen lebensfremde Programme aus und dachten nicht daran, daß außerhalb ihrer Sunthäuser es auch noch Hörer gab, die für ihre 2 RM. Rundfunkgebühr das Recht hatten, menschenähnliche Sendungen zu fordern. Flüsternde Niggertenöre, großmäuliche Juden, hinverpakte Asphaltliteraten, dazu ein verfallter Geheimrat und ein marxistischer Programmredner, Musik, die einen normalen Menschen zum Brechen reizte, hundertprozentiger Kitsch — das kam aus den Lautsprechern des alten Rundfunks heraus. Ob dieser Dreß den Hörern paßte oder nicht, war egal. Die Hauptsache war: Das Volk bezahlte monatlich 2 RM. Im übrigen hatte es den Mund zu halten und das aufzunehmen, was die Herren des Rundfunks aus ihren fetten Pfründen losschickten.

Daß ein einziger von ihnen auf den Gedanken gekommen wäre: Du fährst jetzt einmal hinaus zu deinen Hörern und siehst mal nach, wie draußen die Stimmung ist. Oder hört mal herum, was über deine Sendungen für eine Meinung herrscht. Kein Gedanke. — Diese freiwillige Verbannung, in der die alten Machthaber lebten, hatte ihre Gründe. Sie waren viel zu vornehm dazu, ihre Paläste zu verlassen und sich unter das Volk zu mischen bzw. vor ihre Hörer zu treten. Manchmal sah das allerdings so aus, als ob sie mit dem Leben Verbindung aufnehmen wollten, man nannte so etwas: „Mikrofon hat Ausgang“ oder „Das Mikrofon geht bummeln“. Sehr schön! Aber wohin bummelte denn das Mikro? Ging man etwa in die armseligen Arbeiterwohnungen des Breslauer Westens? Oder in den Haushalt, d. h. in das eigentliche Sorgengebiet einer Arbeitermutter? Oder suchte man den kärglichen Lebensraum eines schwer schuftenden Landarbeiters auf? Oder strebte man, den Bauern bei seiner mühevollen Tätigkeit auf der Scholle zu verstehen? Nichts von alledem. Das Mikrofon ging „bummeln“. Ja wohl — aber in die Tanzpaläste, wo die jüdischen Portofassentavalier mit den verführten kleinen Mädchen aus dem Volke schmusteten. Man gab glitschige Hörberichte von pompösen Karnevalsredouten, bei denen irgend ein jüdischer Schwäher seine dreidigen Bemerkungen durch das Mikrofon machte. Immer dort, wo nichts zu berichten war und von wo man lieber nichts hätte berichten sollen — von dort berichtete man manchmal.

Das Volk aber saß draußen, hungerte und froh an Leib und Seele. Die Herren des Sunks hielten ihr Mikrofon wohl behütet in prunkvollen Sälen, wo Schieber und feiste Bürger ihr Unwesen trieben. Warum gingen sie denn nicht hinaus in das wirkliche Volk? Heute weiß man es:

Sie trauten sich nicht. Sie hatten Angst vor dem Volke. Sie fürchteten ihre eigenen Hörer. Ganz einfach: Wer den gesunden Menschenverstand ein Jahrzehnt lang mit Gift und Dreß bedeckt, den hält das böse Gewissen vor der befreienden Tat zurück. Es treibt ihn aber immer wieder an den Ort seiner Verbredungen, und so blieben sie in ihren Häusern oder unter sich. —

Die nationalsozialistische Jugend, die nach dem 30. Januar den Deutschen Rundfunk eroberte, kam mitten aus dem Volke. Sie kannte die Geseße und die Bedürfnisse des Lebens, sie war gesund und von frischer Tatkraft. Da sie immer gegen die Unnatur, gegen bonzenmäßige Seßhaftigkeit und sprecherhafte Geruchsamkeit gekämpft hatte, da sie — noch einmal — sich von den Quellen gesunden Volkstums nährte, lüftete sie die Fenster der verstaubten System-Sunthäuser und ließ frischen Lebenswind durch die Räume brausen. Ein neuer Typ zog in den Rundfunk ein: „Der Revolutionär!“ „Der politische Soldat Adolf Hitlers.“

So erregte es berechtigtes Aufsehen, vielleicht auch einiges Kopfschütteln, als der aktive Intendant des Reichssenders Breslau, Hans Kriegler, eines Tages die Parole für eine neue große Senderreihe ausgab:

„Wir fahren ins Land“,

und das ist das wesentliche Neue an dieser befreienden Tat: Der Reichssender Breslau will keine Sensation machen, um sich vor seinen Hörern eine interessante Note zu geben. Mädchen kommen hier gar nicht in Frage.

Der Suntpraktiker Hans Kriegler geht immer von der festen Voraussetzung und von der unerschütterlichen Grundlage eines echten Nationalsozialisten aus:

„Der Rundfunk gehört dem deutschen Volke“.

Die natürliche Folge ist also, daß das Mikrofon nicht im abgeschlossenen Sendesaal stehen bleibt und der Intendant nicht wie ein orientalischer Tyrann über seinen Hörern in den Wolken türmt.

Im Rundfunk gibt's wohl schwere und vielseitige Arbeit zu leisten, es gibt aber keine Geheimnisse vor den Hörern. Jeder Volksgenosse, der seine Rundfunkgebühr bezahlt, kann wissen, was in den Sunthäusern vor sich geht. **Jeder Rundfunthörer soll den Intendanten einmal von Angesicht zu Angesicht kennen lernen und das künstlerische Personal einer Sendegesellschaft, das er doch immer nur hört, auch einmal leibhaftig sehen.**

Die Männer des nationalsozialistischen Rundfunks sind keine weltfremden Herrgötter, sondern, Gott sei Dank, heute Menschen aus Fleisch und Blut, die das Leben des Volkes und den gesunden Geist des einfachen Mannes verstehen und würdigen. Es hält sie nicht in Sesseln und an grünen Tischen. Sie müssen hinaus, in ihrem Sendebereich immer wieder Sühnung nehmen mit ihrem Volke, um den Atem des Lebens immer wieder frisch und blutvoll in sich aufzunehmen, sie brauchen die Gemeinschaft Rundfunk-Hörerschaft, um aus dieser Wechselwirkung heraus auf ihrem Wege weiterzukommen. **Nicht hoch genug einzuschätzen ist aber auch die Propaganda, die durch diese Senderreihe im ganzen Reichsgebiet und über dessen Grenzen hinaus, für unsere Heimat Schlesien getrieben wird.**

Das ist der Sinn der großen Senderreihe, die der Reichssender Breslau unter der Regie ihres Intendanten Hans Kriegler unternimmt.



Der Reichsfender Breslau hat es als einziger deutscher Sender unternommen, mit der „Stunde der Nation — Ein Crupp S.A.“, repräsentativ die S.A. im gesamten deutschen Rundfunk herauszustellen. Damit wurde der ganzen Welt das Wesen der S.A. Adolf Hitlers einmal wirklich aufgezeigt.

„Wir fahren ins Land!“

Seit Oktober vorigen Jahres werden planmäßig alle Gebiete des Sendebezirkes des Reichsfenders Breslau erfasst. Überall wurden die Breslauer Funkleute mit Freude und Begeisterung aufgenommen. In Waldenburg, in Oels, in Schweidnitz, in Liegnitz, in Striegau, in Dittersbach, in Sellhammer, in Gleiwitz, in Beuthen OS., in Glogau, in Bad Altheide . . . überall die gleiche Begeisterung, überall die gemeinsame Freude und überall dasselbe Verstehen. Es waren wahrlich keine gewöhnlichen Bunte Abende. Solche hat's immer gegeben und wird's geben, aber was diese Veranstaltungen

so lebendig und so einzigartig macht, das war der Ausdruck eines neuen, großen Gemeinschaftserlebnisses. Der Intendant stellt sich mit dem Mikrophon vor seine Hörer, er spricht zu ihnen als Mensch zu Mensch. Schon ist der Kontakt hergestellt — und so verläuft jeder Bunte Abend des Reichsfenders Breslau, als ein kostbares Erlebnis gemeinsamer Freude und gemeinsamer Erhebung zu neuer Leistung. —

Und wohin geht die nächste Fahrt ins Land? Jrgend wohin nach Niederschlesien, nach Oberschlesien, nach Mittelschlesien, immer dorthin, wo es notwendig erscheint.
Dr. Alfred Mai.

Oper und Schauspiel

Oper

Stadttheater

„Palestrina“

Der Vorwurf dieser Hans Pfitznerschen musikalischen Legende „Palestrina“ ist ein ungeheurer. Nicht nur in der Strahlung des rein Menschlichen, das als an sich schlichtes, nacktes, ringendes Herz da steht, als elementares Beispiel der Feuer und des Himmels und der Hölle schöpferischer Gestaltung, — nicht nur wegen dem tiefen, flammenden Symbol des Kreislaufs und doch der Kette ewigen Schöpfertums — sondern auch wegen dem riesenhaften Ring, der sich als Zeit- und Weltbegriff um den Mittelpunkt der Handlung spannt. In einem Ausmaß, wie man ihn kaum in einem anderen Werk der Opernliteratur aufzuweisen hat. Die philosophische Formel hat der Dichterkomponist in Worten Schopenhauers als Motto an den Anfang des Werkes gesetzt. Der Sinn des intellektuellen Lebens in der

Weltgeschichte und dem ganzen großen weltlichen Treiben. Diesem Treiben, das in Wirklichkeit trotz feinen egoistischen Motiven Anstoß zu Höchstem und Ewigem ist.

Der Kirche gigantisches, allmächtiges Haupt ragt mittelalterlich in schwerem Saltenwurf pruntdoll als Riesenform am Horizont, als ein Begriff, wie er in seiner Macht und Allgewalt heut kaum mehr faßbar und begreifbar ist. Der Kampf des Geistes widereinander, das Mosaik von tausend Geistern, nach außen ein festverschmolzener Block, nach innen ein Labyrinth von tausend Köpfen — die Tribüne einer Historie ist aufgebaut, auf der in Samt und Seide, bunt und prächtig augenblendend eine ganze, heut versunkene Welt aufsteht und lebt. Eine Welt, hinter deren Pracht und Buntheit und heiligem Symbol ein Herentanzplatz spitzfindiger Intrigen, graufamer Politik und aller Untergründe weltlenkender Hirne agierte. Hart daneben dann der nackte, der be-

nützte Mensch, das Ringen wirklicher Gestaltung, Herz und Blut und Leben, Symbol eines Ethos, eines Lebenssinns, einer Erfüllung dessen, was Gott von uns verlangt, auch über das eigene kleine Herz hinaus — das Gute, Schöne, Wahre und Ewige.

Das Sinden, Formen und Erbauen, das Gestaltwerden dieser gigantischen Idee ist als Ganzes wie in jedem seiner Teile genial. Hans Pfitzner, der immer ein wenig Verkannte und Abseitsstehende, der erklärte schwärmende und doch grüblerische Deutsche — er schuf in diesem Werk das Stärkste, das er bisher geben konnte. Neben seinen anderen Opern (Der arme Heinrich, Christelflein, Die Rose vom Liebesgarten, Das Herz), die jeweils für sich ein Erlebnis des Theaters sind. (Seine Instrumentalmusik, vor allem seine Lieder und Kantaten gehören außerdem zu dem Echtesten, das wir besitzen.) Und wenn die Zeit jetzt endlich reif wurde und ist für eine wirklich und tatsächlich lebendige, allgemeine und zeitnahe Erschließung Pfitznerschen Schaffens — so ist dies nicht mehr und nicht weniger als ein Teil des großen Befinnens auf die wirklichen und tatsächlichen Werte der Kunst.

Diese Palestrinaaufführung unserer Oper nun — sie ist an sich nicht neu. Dr. Walter Falt hat sich ihrem Ausschluß angenommen, und vierzehn Neubesezungen geben dem Ganzen außerdem ein in manchem und oft wesentliches neues Gesicht. Wenn auch der Grundzug der Inszenierung, hauptsächlich der zu offensichtlich, zu grob karikiert aufgefachte zweite Akt, im Rahmen einer völligen Neueinstudierung in der nächsten Spielzeit zu ändern sein wird. Der gesamtornamentale Werteeindruck des Ganzen, eingefasst von dem schlicht und erschütternd menschlich Ringenden und schließlich nach der Vollendung Geläuterten — er gibt das Werkgesicht, und bleibt bestimmend.

Franz von Hoeflin dirigiert die schwere, eigenwillige Partitur mit Liebe und starker Eindruckskraft. Die Pathetik bleibt trotz manchmal unerhörter Breite herb, das Singen der typisch Pfitznerschen Kantilene vermeidet das Süßliche, das Zerdehnte, das allzu Satte. Die große Kontrapunktik der Stimmen und des Orchesters kommt fast kristallklar zum Vorschein. Ausgezeichnet die beherrschte und kluge Zurückhaltung des Orchestralen zugunsten sowohl des Tons wie des Wortverständnisses des Gesanglichen. Kaum ins Gewicht fallend einige rhythmische Schwankungen.

Die unerhörte Zahl der Figuren zwingt zu zusammenfassender Kürze. Dentur Singers Palestrina besitzt Form und Überzeugungskraft. Richard Groß als Borromeo stark und unerhört gestaltet. Herma Kaltner ganz ausgezeichnet als Ighino, Frida Elström tonlich manchmal nicht ganz fassend. Strelez (Novagerio) diesmal (wohl regieulich angewiesen) ein wenig zu gestikulierend; stimmlich seine ganze Szene förmlich an sich reißend. Karl Rudow ein plastischer, fesselnder Morone. Henjeseit ein ebenfalls zu stark karikiert Bischof von Budoja. Lienhard ein temperamentvoller Graf Luna. Geerd Herm Andra (Zeremonienmeister) stark in Maste und Stimme. Herta Böhlte gut in ihrer Episode als Lukrezia. Alle anderen, deren viele sind, auch in ihrer zweifachen Besetzung, sorgfältig studiert und wirkungsvoll verwendet.

Die Bühnenbilder Professor Hans Wildermanns in ihrer teils stillen Ruhe, teils plastischen Wucht, teils begrenzenden Martiertheit und teils ausschwingenden Höhe reden fesselnd und charakteristisch schon von sich allein aus eine unerhört akzentuierende Sprache. Die Chöre von Justus Debelak liebevoll betreut (und in der neulichen Festaufführung lobend zu erwähnen vergessen),

erreichten in der Engellszene jene orgelhafte, satt strahlender und ätherisch verhauchende Farbe, die dem Bild seine überwältigende Eindrucksstärke und unvergeßliche Tiefe gibt.

Das Publikum, gepackt und hingerissen wie selten, dankte begeistert, ehrlich und spontan für dieses einzigartige Werk und die Hingabe aller Gestaltenden.

Und diese ehrliche und spontane Freude ist Hans Pfitzners schönstes und beglückendstes Geburtstagsgeschenk.

„Königsfinder“

Es gab einmal eine Zeit, da hat man diesen Humperdinckschen „Königsfindern“ Mariniertheit, Gefünstelheit und Unehchtheit vorgeworfen. Das war obligatorisch für eine Stilepoche, die, in sich verkrampft, das Natürliche als zu primitiv verschrie, um das verkrampfte Surrogat mit viel Tamtam und spitzfindigen Geiten an seine Stelle zu setzen. Der vollzogene Kreislauf kehrte wieder zum Schlichten, Einfachen und Wahren zurück. Damit zu vielem anderen — unter das auch diese „Königsfinder“ gehören. Dieses Märchen, das so zauberisch, so kindlich und so bunt vorüberzieht — und das doch einen bitterernsten Kern besitzt. Denn in seiner ganzen Köstlichkeit, in seiner ganzen, schönen Art, in seiner farbigen, leuchtenden Gestalt trifft es nicht nur den Ton, den Klang des reinen, guten, süßen und immer ein wenig traurigen Märchens, baut es nicht nur eine zauberisch getönte Welt mit vielen vertrauten Dingen auf, sondern birgt in sich noch einen Sinn, der tausendfach tiefer geht als hundert mit großen Worten und noch größeren Gebärden stirnrunzelnd psychoanalytisch schürfen wollende Nervenarztromane. Dies Spiel, gestalthaft kindlich, mit Here, Zauberwald, der alten Stadt, dem Königssohn und Gänsemägdelein, dem Spielmann und dem bösen Holzhafer und Besenbinder — es ist eins der wunderbarsten Schätze unserer Kunst. Man denke sich daneben „Mahagonny“ oder „Vatermord“ — und die ganzen Welten, die da entscheidend zwischen Konstruktion und Herz liegen, werden einem fast erschreckend klar. Das Erleben dieser „Königsfinder“ erzählt mit kindlich schlichten Worten von dem großen, falschen Tanz der Menschen um das Kleid. Erzählt, wie immerdar das Wirkliche, das Echte und das Wahre verlacht und verspottet wurde — weil es schlicht daherkommt, natürlich, ohne Glitter und Tand und Kostüm. Und wie die Menschen verblendet dem Schein nachlaufen, und Fastnacht für ihr Heil ansehen, und das Gute, was sie doch suchen, wenn es nicht in goldener Kutsche angefahren kommt, wie einen Bettler auf die Gasse jagen. Der Spielmann wird zum Propheten, den man fast kreuzigt. Um dem falschen Sinn zu huldigen. Nur das kindlich-Reine erkennt mit den von dem Lärm der Welt noch unverblendeten Sinnen unbewußt das Echte. Und eine der größten und schönsten Stellen des Spiels ist die, wo der Königssohn als Bettelmann und Narr, und die junge Königin als Gänsemagd und Betrügerin verhöhnt und ausgelacht, johlend aus der Stadt getrieben werden — und nur ein Kind ganz leise sagt — „Das ist der König und seine Frau gewesen“. — Tausend seine Züge tauchen auf, mit bunten und wahren Lichtern. Bei allem aber eine so zarte, schöne und vergoldete Liebe — daß nur ein einziger diese Märchenliebe zum Klingen bringen konnte — Humperdinck.

Was ist doch nicht alles in dieser Musik. Eingefangen ist da im tönenden Klang das Sinnbild unseres Märchens, Sehnsucht und Wald, geheimnisvoller Zauber in höchem gläsernen Geigentönen, Lachen und Weinen, Liebe

und Traurigkeit — und Schall. Wie kleine Till Eulenspiegelchen flimmert es und kichert, schlägt Kobolz und sitzt in den Baumwipfeln genau so wie in den engen Gäßchen der alten Stadt. Süße kleine Melodien, schelmisch abgebogen, Flötenkapriolen, ein blinzeln-der, goldener, musikalischer Spitzweghumor, wie Sonnenflecken schimmernde Trompetenmotive — auf einem Teppich der köstlichsten, buntesten und ineinandergleitenden Polyphonie. Humperdind schreibt ein entzückendes Orchester. Und ist es in „Hänsel und Gretel“ ein Märchenbilderbogen um des Märchens willen, ist es hier eine Palette leuchtend tiefer geblendeter Art, eine Till Eulenspiegel mit einem ewig menschlichen Exempel. Die riesengroße, gelehrte, selbstbewußte und doch manchmal so rührend dumme Welt ist hier in einem Spiegel ganz unverfälschter, kindlicher Art gefangen, in einem romantisch klingenden Zaubergarten. In dem sie zum rechten Schildbürger wird. Die Tragik des Guten aber macht trotz aller leisen Traurigkeit doch glücklich — in ihrem guten, reinen Lied.

Zu der Einstudierung solcher kleinen, schimmernden Kostbarkeiten gehört eine fluge, gute, ja fast zärtliche Hand; und sehr viel Liebe. Dr. Walter Falk bringt beides mit. Und darum wurde das Ganze ein gutes und schönes Gelingen. Waren im ersten Akt vielleicht der Arabesken noch aus allzu gutem Willen ein wenig zu viel, war da manche Stelle ein wenig überladen — traf der Ton der Aufführung die Bilder in der Stadt und dann im winterlichen Märchenwald genau an jeder Stelle, die die entscheidende ist. Dr. Falk löst das Stadtbild in ein humoriges, lustig täppisches, entzückend bewegtes und gegliedertes Leben auf, gibt Figuren von feiner, wunderschöner Lustigkeit. Das Bild strahlt förmlich aus sich selbst heraus, ist nicht künstlich illuminiert, grell angemalt oder derb überpinselt, sondern filigranhaft aus sich selbst und aus seinen eigenen Farben aufgebaut. Wunderschön das gestaltete Singen und Klingen des letzten Aktes. Das Gehen und Verwehen des Endes wundervoll. In seiner leisen, zarten, sich erfüllenden Erzhütterung. Ungefähr dasselbe gilt für die bildhafte Gestaltung durch Professor Hans Wildermann. Auch er verfiel den circehaften Verlockungen des ersten Bildes, das irgendwo etwas überladenes, etwa nicht unbedingt glücklich gegliedertes hatte. Das wurde um so deutlicher durch die im letzten Bild durch den Schnee entstandenen größeren Flächen, die sofort Atmosphäre und konzentrierte Belichtung gaben. Der Wald im ersten Bild hatte nicht unbedingt das Zaubhafte, sehnsüchtig Ahnende der Stimmung; er hatte vor allem nicht jenes, das für Wildermann sonst typisch ist: die Ahnung, das Ausschwingen des Raums und Hintergrunds; hier sind ähnliche kleine Irrungen wie bei seiner Wolfschluchtzene. Herrlich dagegen das wie in sich selbst hineinlachende Stadtbild in seiner abgeschlossenen, verschnörkelt eigenwilligen Art — die trotzdem weiter als der Bühnenrahmen reichte.

Für die erkrankte Lore Hoffmann sang Ilse Eisenlohr die Gänsemagd. Die Stimme ist klein, wirkt wie nicht bis ins Letzte blankgeputzt — doch sie spricht an, und hatte besonders im letzten Bild schöne und gesanglich strömende Momente. Jost Bertmann als Königssohn figürlich und darstellerisch ein richtiger Märchenprinz, stimmlich sorgfältig und wachsend. Herta Böhlkes Here prachtvoll akzentuiert, gesanglich die Szene beherrschend. Theo Lienhard holte sich nach seinem Donna Diana-Erfolg jetzt mit seinem Spielmann einen neuen; die Stimme trägt ausgezeichnet, ist warm, ausdrucksvoll und sicher; und das Spiel natürlich und begabt. Manfred Schäffer macht aus seinem Holzhacker das Menschen möglichste, und vermeidet geschickt, das Böse der Figur

gar zu handgreiflich zu machen. Dasselbe Paul Schmidtmann als Besenbinder, gut und charakteristisch. Frida Elström ist eine ausgezeichnete Wirtstochter, Hildegard Stanna eine gottvoll farierte Stallmagd, Heinrich Pflanzl ein behäbiger Wirt, Alfred Heimeyer ein uralter Ratsherr — und die kleine Hede Feder ein süßes, winzigkleines, begabtes Besenbindertöchterlein. Wunderhübsch auch die kleinen, winzigen, dazwischen-gestreuten tanzartigen Stellen der Mägde und des Volks.

Ernst Hoffmann dirigiert die entzückende Humperdindmusik mit Ausdruck und mit Sorgfalt, vermeidet das Abgleiten in allzu Gefühlvolles, und arbeitet die humorigen Momente lebendig und lustig heraus.

Das trotz der sommerlichen Hitze gut besuchte Haus war sichtlich ehrlich begeistert über diese Wiedererweckung eines so lange zu bitterem Unrecht vergessenen Werkes, für die der Breslauer Oper gedankt sei — und dankte mit Herzlichkeit und Freude.

Neueinstudierung: „Die toten Augen“

Die Grundidee dieser „Toten Augen“ ist trotz ihrem antiken Gewand und der symbolischen Verschleierung aus einer ebenso uralten wie ewig gültigen tragischen und doch fast göttlichen Erkenntnis geschöpft. Einer philosophischen Erkenntnis, die einem elementaren Gesetze gleicht — unsichtbar aufgestellt und unsichtbar waltend — tragisch für den, der es durchbricht. Und die da heißt, daß nicht Alleswissen, Allessehen und Alleserkennen letzte Seligkeit bedeutet; sondern daß die Fantasie, der Glauben die Welt gestaltet, daß durch ihn manche grausame Realität der Welt hinangehoben, verschönt und veredelt wird. Im letzten heißt es: wichtig ist das Herz, nicht das Kleid.

Die blinde Myrtole sieht Arceus in ihrer Fantasie als Inbegriff der Schönheit. Als Jesu ihre blinden Augen sehend macht, sieht sie Arceus tatsächliche Gestalt, sieht ihn als Krüppel, häßlich, hinkend, abstoßend. Das ist für sie der Sturz vom Himmel in die Hölle. Sie flucht dem Sehendwerden — und starrt solange in die Sonne, bis sie erneut erblindet. Um wieder bei der Schönheit zu sein.

Der Vorwurf an sich steht in seiner fast rein geistigen Art der Musik so fern wie alle Philosophie. Was Musik und was Oper ist, das ist der antike Rahmen, das ist die Auflösung des philosophischen Kerns in eine menschliche Sabel. Manche Sinnesprunkhaftigkeit, das den Schwerpunkt der Handlung verschiebende Vorspiel, welches mit dem eigentlichen Thema gar nichts zu schaffen hat, im Symbol nur ein einzelnes Stück des Wertes trifft (nämlich die Worte der Maria Magdalena), wie manches andere Symbolhafte schaffen aus einer rein geistigen Formel den Körper für Bühne und Musik. Und bilden ein im Menschlichen ebenso sauberes wie im Technischen theaterwirksames Werk, in dem die Vorgänge im Fluß der Handlung, die starken bühnenmäßigen Effekte doch immer organisch eingeordnet, aufgebaut, entwickelt und gleichsam als Einladungen nicht zum Selbstwech, sondern als geschehende Notwendigkeiten in dramatisch stetig ansteigender Linie stehen.

Die Musik mit ihrer typisch d'Albertschen Sprache, Gestik und Phrasierung ist impulsiv empfunden, mit musikalischem Gefühl teils schwungvoll aufrauschend, teils reizvoll ziseliert, — immer aber mit Liebe und Ehrlichkeit gestaltet. Dramatische Spannungen und Entladungen (wie das Sehendwerden Myrtoles) stehen neben lieblichen, leicht schmerzlich sentimental Stellen (Lied von Amor und Psyche). Wird in den

ersteren gelegentlich die Tieflandsprache verwendet, die auch in manchen anderen Teilen in ihrer flüchtig angelegten und instrumental-melodischen Linie an klingt, — gibt es in den letzteren eine wie verwehnde Erinnerung an Puccini. Doch immer strömt das aus eigener Formung, ist trotz Effektivismus Schöpferum, ist im Musikantischen ganz eigen, ganz d'Albert, blühen die Lyrismen impulsiv und doch fast herb in ihrer wie abgewendeten Süße, sind in jedem und in allem echt und ungekünstelt. Und die große Sehnsucht, genau so wie in der Tieflandmusik, ist warm und stark und lebendig.

Dr. Siegmund Straups Regie gibt dem Ganzen eine Formung starker, persönlicher, gewissermaßen durchbluteter Art. Auch szenisch sind die Ausbrüche gut vorbereitet, und jedes explosive Aufknallen (das manchmal sehr verlockt) vermieden. Wunder schön sind die stillen, weltverjüngten, lyrisch blühenden Momente Myrtoles ganz ruhig, ohne große Gesten wie in den Raum gestellt. Die Gestik der dramatischen Akzente ist stark, bildhaft, ornamental (wie das beobachtende Volk bei der Sehendwerdung) — und doch lebendig, atmend, aufzudend. Eine starke und begabte künstlerische Leistung.

Die musikalische Leitung Ludwig Josef Kaufmanns kann naturgemäß noch keine ganz reife sein. Sie ist sogar im Augenblick noch kaum viel mehr als eine, allerdings begabte, Talentprobe. Es bleibt alles ein bißchen kalt, ein wenig temperamentlos, unbeteiligt, konventionell. Der junge Kapellmeister posiert auf das berühmte Schütteln aus dem Handgelenk — aber Herz und innerliche Suggestion läßt sich nicht so ohne weiteres herauskütteln. Die Zeichengebung scheint (vielleicht absichtlich) ein wenig gar zu sparsam, gar zu ruhig, gar zu sittsam — ja ein wenig schülerhaft. Das Technische wurde noch nicht völlig zur Selbstverständlichkeit, der Werkatem stand noch nicht über dem Handwertlichen, das Künstlerische wurde noch nicht frei. Alle Sorgfalt galt außerdem fast ausnahmslos dem Orchester; die Bühne ging ziemlich leer aus, war sich ein wenig selber überlassen; Einsätze kamen und kamen auch nicht — hier gibt's noch viel Arbeit und viel

Lernen. Operndirigieren ist kein Konzertdirigieren. Und die Bühne hat genau wie das Orchester Anspruch auf unbedingte Klarheit, Sorgfalt und eindeutige Zeichengebung.

Die Bühne selber war durchwegs überzeugend. Die Myrtole Barbara Reizners ist ausgesprochen großen Formats, und ein neuer Erfolg auf dem Entwicklungsweg der jungen Sängerin. Schauspielersich erstaunlich gelöst und echt, meisterte sie das nicht immer Einfache der gesanglichen Partie leicht und mühelos. Die Stimme gewinnt immer mehr an Strahlung, Wärme und Intensität. Selbst die gelegentlich ganz hohen, exponierten und ungestützten Einsätze kommen sicher, selbstverständlich. Ausgezeichnet die Schwelltöne. Und bemerkenswert die eminente Durcharbeitung der Partie. Richard Groß als Arceus stark und erschütternd, eine Figur menschlicher Tragik und doch Beglücktheit, passend im Stimmlichen, breit und sicher in der Bewegung. Die Arsinoe Herma Kaltners lieblich und mädchenhaft, ebenfalls eine starke und gefonnene Leistung. Dentur Singer als Galba bühenwirksam und gut bei Stimme, im Pathos wohlthuend gemildert. Herta Böhlke eine glühende Maria Magdalena, Erich Henseleit ein exotischer Ktesiphar. Im Vorspiel Joist Berkmann (Hirt), Theo Lienhard (Schnitter) und Elly Weidlich (Hirtentnabe) sorgfältig und wirkungsvoll. Das Szenenbild Professor Hans Wildermanns mit seinen aufragenden Zypressen, dem blauen plastischen Jerusalem im Hintergrund und den auf die Stadt zulaufenden, unerhört gepackten, kloßigen und gedungenen Mauern ein Schauplatz gefalteter, kompakter und doch über das Sichtbare hinaus schwingender Art. Grad dies ist ja fast immer wieder das Schöne an Wildermanns Bildern, daß sie mit ihrem Rahmen nicht zu Ende sind, sondern daß Himmel und Wolken und Welt um sie sind, und daß sie förmlich in einen Raum hinausstrahlen, den man schon nicht mehr sieht. Starke und ehrlicher Beifall erzwang Vorhang über Vorhang. Und belohnte einen starken, nachhaltigen und ehrlichen Aufführungserfolg genau so wie ein Stück, das zu Unrecht seit langem vernachlässigt und übergangen worden ist.

Schauspiel

Lobe-Theater

„Alle gegen Einen — Einer für Alle“.

Die Aufführung von Friedrich Sorsters „Alle gegen Einen — Einer für Alle“, das ja im ganzen Reich mit Erfolg über so ziemlich alle Bühnen ging, — war im Lobetheater in der Regie Hans Tügels ein starker und nachhaltiger Erfolg. Das Bild des für die Freiheit und das Recht kämpfenden und ringenden, die Trägheit der andern durchbrechenden und aufrüttelnden und mit seinem Geist und Atem das ganze Land entzündenden Menschen entstand plastisch, mit starken Pinselstrichen wie ein altes, Tiefen aufreißendes Bild. Ottomar Panning, der für die nächste Spielzeit hierher schon verpflichtete, spielte als Gast den Wasi mit allen Mitteln feiner starten und ehrlichen Jugend. Das technisch Schwierige der Rolle meisterte er überraschend gut und ist ein großes und vielversprechendes Talent. Walter Raupach als Elsson und Elisabeth Kunde als Sten erschütternd und echt. Theodor Mad als Nils kloßig und hundetreu wie die Figur. Volker Soetbeer als Trolle gab nach seinem neulichen Shylock einen neuen Beweis seiner schauspielerischen Eindringlichkeit und Kraft. Elise Ederth eine wirkungsvolle

Gräfin Torjäker. In den vielen anderen Rollen Kar Eberhard (Lönborg), Franz Michael Alland (Jönson), Eugen Baumann (Brahe) und die andern mit allen Kräften bei der Sache. Die Bühnenbilder Johannes Heinrich Brehms plastisch und atmosphärisch wirkungsvoll.

„Moral“.

Dieses Stück ist nicht mehr und nicht weniger als ein gut Teil Entlarbung bürgerlicher Scheinheiligkeit. Ist die Demaskierung der Stammtischmoral, das ad absurdum geführte, an sich ewige, durch alle Zeiten gehende und in allen Zeiten auftauchende Lied von der spießbürgerlichen Lüge. Und darum ist dieses Spiel Ludwig Thomas, des großen, ehrlichen Bürgerhassers, des Dichters des Bäuerlichen genau so wie des Großen in dem Kleinen in der Welt, — darum ist dieses Spiel in seinen Grundzügen, so alt es auch sein mag, bis auf wenige, retropektive Züge, die gleichfalls als abschreckende Reminiscenz herzlich gesund sind, so aktuell — wie das ganze liebevolle Kapitel vom ewigen Spießker aktuell ist. Dieses ewigen Spießkers, dem das heute wie bisher kaum eine andere Zeit auf den

mottigen Pelz rückt, ihn brandmarkend als jenes, was er ist: als abgefemter Komödiant. Als Moralisten, der die Moral auf der Zunge wie andere Leute den Regenschirm in der Hand spazieren führt — um hinter der auf diese liebe Art entstehenden spanischen Wand nur um so lüsterner und haltloser dieselbe Moral für eine halbe Stunde ihres geraden Gegenteils wie einen alten Sezen in die Ecke zu werfen. Man könnte noch höher gehen und sagen: hier sitzt eins der tüchtigsten negierenden Elemente der Welt, eins der mit den Namen Ethos und Sittlichkeit am hinterhältigsten Schindluder treibenden, einer der Hauptfeinde wirklicher Gemeinschaft, einer jener Judas Iſcharioths, die für dreißig Silberlinge in einer ihre heimliche Triebhaftigkeit wollüstig befriedigenden Münze jene Kraft verraten und betrügen, die am Werke ist, die Menschen aus dem Sumpf farcenhafter Phrasen zu innerer Sauberkeit zu führen.

Der bissige Sarkasmus Thomaschen Humors zerlegt den Heiligenſchein von diesen, die angeblich die Moral für sich allein gepachtet haben, wohlthuend gründlich. Es gehört Mut zu diesem Stück. Der gleiche Mut, der heute die gleichen Ziele hat wie dieser Thoma vor vielen Jahren: die Demastierung des Mudertums. Dargestellt an einer Haar auf Haar dem Leben nachphotographierten Karikatur, die karikistisch in sich selber ist. Die in ihrer Enthüllung der Masken, in dem Aufdecken des ganzen widerlichen Theaters, in dem Zutreten der ganzen fürchterlichen Hohlheit aller Phrasen, der ganzen Verlogenheit einer äußerlichen, getarnten Lebensmoral — die durch alles dieses gut unter Lessings Forderung nach Läuterung durch Mitleid und, wie in diesem Falle: Furcht fällt. Denn fürchterlich bis zum Ekel ist dieser von Thoma beißend gegeißelte Sinn dieser Dinge. Eine morſche, verfaulte, nur noch von ihren Phrasen vegetierende „Gesellschaft“ agiert über die Bühne; und ihre Figuren wirken geisterhaft.

Im Lachen kann man manches tiefer sagen, als durch den Aufmarsch von Tragöden. Hier ist wieder einmal der Beweis. Thoma schrieb kein soziales Drama. Er schrieb eine Komödie. Aber diese Komödie wiegt gut ein Duzend mittelmäßiger Dramen von Tragöden auf. Wie ist das alles gearbeitet, einfallmäßig wie technisch, auf Stich und hieb gefeilt und aufgebaut. Man sieht förmlich die ganze Stadt hinter den Rücken dieser braven agierenden Gestalten. Thoma ist in allen seinen Werken der Unerbittlichen einer; konzessionslos, wahrhaftig, ehrlich bis zur Rücksichtslosigkeit. Sein Humor trifft immer ins Schwarze, seine Typen und seine Witze umreißen ganze Weltbegriffe. Der einfache, schlichte, anspruchslose und bis zum Kantigen grobe Bauer — er hat von seinem stillen Dorfe aus die Welt besser und tiefer und schonungsloser gefannt — als mancher städtische Wunderliterat. Ökonomisch stellt er alles in einen großen Rahmen weltanschaulichen Theaters. Manches ist kühn — sogar heute noch; aber niemals kühn aus selbstbezweckender Aggressivität, aus Originalitätswüßheit oder aus Eigenbrödelei — sondern aus dem Zorn des Guten gegen alles Schlechte, Falsche, Lügnerische und Verlogene. Manches ist noch heute kühn — heute, wo die falsche Pietät ausgespielt hat, und wo man das Kind gottlob frisch und fröhlich beim Namen nennt, wenn es schlecht erzogen ist. Das Gespräch im ersten Akt zwischen Frau Lind und dem Kleeblatt der Sittlichkeitsapostel hat bitterböses hohes geistiges Niveau. Der Polizeipräsident ist eine typische Figur des liberalen Gelters; der Typus des Leitenden aller Art, der nie selbst, sondern immer mit gedachten Rücken die andern für sich vorschickt. Das Hineinspielen der oberen Zehn-

tausend eine gleichfalls ebenso beißende wie sicher getroffene Nuance. Die Figur des Assessors in seiner völligen Ahnungslosigkeit die Umkehrung eines mephistophelischen Satzes — „ — der stets das Gute will und doch das Böse schafft“. Licht steht neben Licht. Nuance neben Nuance. Das Kuriositätenkabinett des lieben Lebens, teils, wie es war, teils, wie es jetzt in manden Stübchen auch noch ist — wirkt hemmungslos und photographisch treu, mit unheimlicher Wahrhaftigkeit zusammengetragen.

Der Vorteil der Volker Soetbeerſchen Aufführung ist ihre Lebendigkeit, ihre liebevolle Ausgefälltheit, ihre bunte Spielfreudigkeit, ja ein gewisses Auskosten des persiflierten Moralins. Ihr Nachteil ist ihre um ein wenig zu grelle Lautstärke, die das Komödiantische manchmal um ein Haar ins Possenhafte zieht. Und wenn es, was durchaus seine Berechtigung hat, als Lebensposse auch im Bildhaften aufgefaßt wurde — so sind die besten Possenlieder doch immer die, welche leise persiflieren. Doch außer dieser Nuance des etwas durchgegangenen Temperaments gibt's eine aus-gewogene, originelle, lebendig hingestellte Szene, die tempomäßig ganz ausgezeichnet und mit Eleganz über die Kägentöpfe der Dinge fährt.

Der Held des Stückes wie der Aufführung: Karl Eberhard als Rentier Beermann. Auf ihn muß sich die Knallstärke der übers Ziel hinauschießenden Akustik der Inszenierung naturgemäß am meisten konzentrieren. Das darf für ihn kein Nachteil sein; denn dieser Beermann ist so echt, so impulsiv, so jungenhaft trotz Bart und Bauch — daß man ihm trotz seiner verteuflerten Maskerade eigentlich nicht böse sein kann. Er ist ein herziger Verbrecher, lieb trotz aller seiner Sünden. Er — und dieses ist der Hauptverdienst — überschreitet nie die Grenzen der Dezentheit. Auch wo es heiß wird — stößt es nicht ab. Hier steht das Können über dem Stofflichen, das Wie über dem Was. Und klug ist, wer die Draht, um so stärker sie verlocken mag — um so sorgfältiger meidet.

Eine natürliche und kluge Frau Lind ist Elise Eckert. Elisabeth Kunde eine geschickte, leicht melancholische Lina Beermann. Volker Soetbeer ein verdimpter, geschickt plazierte Justizrat Hauſer, als gelungene Figur eine Welt für sich. Theo Mad als Professor Wasner eine wesentlich zu possenhafte niveaulose Professor-Unrat-Sigur; hier wurde die übernuancierte Posse zum Selbstzweck, verlor den immerhin trotz aller Schrullenhaftigkeit notwendigen Boden, wurde verlacht, nicht belacht. Franz Michael Alland als Polizeipräsident deshalb so gut getroffen, weil bei ihm nicht, zuliebe allzu gemeinverständlicher und billiger Deutlichkeit auf Kosten des Niveaus, der Ton vergrößert wurde. Walter Raupach ein satter Bolland. Paul Amande, leider ebenfalls um das entscheidende „ein wenig“ zu provinziell billig, sonst als Assessor begabt und eifrig. Ria Rose eine geschickte, wenn auch etwas blasse Madame de Hautville. Kurt Pratsch-Kaufmann wieder auffällig begabt, diesmal als Typenspieler (Reisacher); hier ist das Beispiel des stillen, feinen Humors; um diesen Gerichtschreiber ist eine ganze kleine Welt — in einer einzigen Bewegung. Georg Thomas ein berühmter Freiherr. Elisabeth Schirmer, Josefa Wender, Ursula Schaub, Walter Attendorfer, Annemarie Schreiner und Fred Pletschke eifrig in kleinen Rollen. Freundlich und leise spöttisch ironisierend die Bühnenbilder Johannes Heinrich Brehms. Beifall am Ende und Beifall zwischendurch. Und ein Lachen, das unerbittlich und erfrischend über manches zu Gerichte saß — das nach dem Gericht verlangt. Ein ausgezeichnetes Theater. h. B.

Rundschau

Bücher

Aufbau im Osten von Erich Koch, Gauleiter und Oberpräsident von Ostpreußen. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. 1934, 217 Seiten. Ganzleinen 4,00 RM., kartoniert 3,00 RM.

Erich Koch hat oft das Augenmerk auf Ostpreußen gelenkt. Und es ist sehr zu begrüßen, daß jetzt in einem schönen Bande gesammelt wurde, was diesen tatkräftigen Gauleiter im tiefsten Innern erfüllt. Es entfaltet sich eine Geistigkeit, die dem ganzen Ostraum einen wesentlich neuen, zumindest bisher zu wenig beachteten Gehalt gibt. Die Außenpolitik des Nationalsozialismus zu Polen und Rußland, zu den baltischen Völkern und der Tschechoslowakei ist klar, eindeutig und zielbewußt in den beiden Aufsätzen „Ostpolitische Bilanz“ und „Die Außenpolitik der Frontkämpfer“ dargestellt. „Osten und Westen“ in ihrer Wechselbeziehung, in ihrer notwendigen Verbundenheit sind immer wieder betrachtet. Man spürt das Ringen um die Einheit des Vaterlandes. Die Rede „Der Nationalsozialismus als Ausleseprinzip des preußischen Führertums“ bietet ein unvergeßliches Bild dieser völkischen Gesinnung. Die Aufsätze „Der Ostpreußenplan“ und „Ostpreußens Erbe und Aufgabe“ beleuchten zukünftiges und Vergangenes aus den Tagen des Generals Jord von Wartenburg.

In der Betrachtung „Ostpreußen als politische Aufgabe“ wird die notwendige Parallelität zwischen Ostpreußen und Schlesien aufgewiesen. An anderer Stelle (S. 112) heißt es: „Jede Lösung, bei der über die Weichselfrage etwas vereinbart würde, ohne daß zugleich auch die offene Schwierigkeit in Oberschlesien irgendwie zur Klärung kommt, würde die Bedeutung einer zahnärztlichen Operation haben, bei der zwar die Krone des Zahnes entfernt wird, die Wurzel aber sitzen bleibt.“ Schon diese Stelle und der Titel des Buches erweisen, daß jeder Schlesier, jeder, der an der Entwicklung des Ostens regen Anteil nimmt, das Werk lesen sollte.

Dr. A. Wienicki.

Moeller van den Bruck: „**Das Ewige Reich**“ (Die Deutschen) Band II. Die geistigen Kräfte. Herausgegeben von Hans Schwarz. 524 S. Ganzleinen RM. 7,—, kartoniert RM. 5,50; Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau 1.

Es gibt wohl kein Geschichtswerk, das so erregend wirkt, so sehr den Willen zu geschichtlicher Größe und Leistung anfeuert, wie „Das Ewige Reich“ von Moeller van den Bruck. Darin liegt das Geheimnis seiner großen Wirkung in unserer Zeit, die gelernt hat, aus dem Willen und Glauben, nicht aus dem Verstand die Dinge zu meistern.

Im ersten Band wurden an den größten politischen Gestalten unserer Geschichte unsere „Politischen Kräfte“ dargestellt. Im zweiten zeigt Moeller an Persönlichkeiten unserer Geisteswelt die „Geistigen Kräfte“, die im Deutschen ruhen. Gerade im Geistigen liegen Möglichkeit und Versuchung, Leistung und Irrtum des

Deutschen eng beisammen. Darum beginnt der Band — der in die Kapitel „Verirrte, führende, verschwärmte und entscheidende Deutsche“ eingeteilt ist — mit den Verirrten, den genial-verkommenen Gestalten der Günther, Lenz und Grabbe. Moeller sieht sie — wie alle anderen — nicht als Einzelschicksale, sondern — deutsch in ihrer Genialität, in ihrer Unzulänglichkeit und ihrem Schicksal — als Personifizierung der geistigen Situation des deutschen Volkes ihrer Zeit. Als führende Deutsche folgen dann in drei glänzenden Bildern Luther, Schiller und Nietzsche, als „Verschwärmte“ Effehard, Paracelsus, Böhme und Novalis. Eine kurze Einleitung über das „Mystische“ gibt in ihrem aphoristischen Stil ein glänzendes Bild dieser für uns Deutsche verführerischsten Philosophie. Als „Entscheidende Deutsche“ folgen schließlich Lessing, Kant, Fichte und Moltke.

Dieser Band ist wie wenige ein Wegweiser durch die Geschichte unserer Geistesproblematik. Das „Ewige Reich“ ist das Geschichtswerk unserer Zeit, das man der Jugend in die Hand geben muß, damit sie an der Größe unserer geistigen Leistungen und Aufgaben wache, damit sie hier ihren Willen zur Größe stähle.

Amtliches Mitteilungsblatt „Niederschlesien“. Der Haushaltsplan der Provinz Niederschlesien für 1934. — Niederschlesische und gesamtschlesische Wirtschaftszahlen.

Der neue und nunmehr fünfte Jahrgang des amtlichen Mitteilungsblattes „Niederschlesien“ (Schriftleitung: Provinzialverwaltungsrat Dr. Dietel) hat soeben mit einem Doppelheft Nr. 1/2 begonnen. In diesem behandelt der erste Teil — nach einem Vorwort des Landeshauptmanns — den Haupthaushaltsplan der Provinz Niederschlesien für das Rechnungsjahr 1934/35, und zwar in einem zusammenfassenden Überblick sowie in verschiedenen Einzelaufsätzen (Verkehrswesen, Wirtschaftspflege durch Landeskultur und Hochwasserschutz, weitere Maßnahmen zur Wirtschaftsförderung, Kulturförderung, Wohlfahrtspflege).

Der zweite, statistische Teil — bearbeitet im Statistischen Amt der Provinzialverwaltung (Leitung: Provinzialverwaltungsrat Dr. Dietel) — bringt in der üblichen Weise (zahlenmäßig und textlich) die wichtigsten niederschlesischen und gesamtschlesischen Wirtschaftszahlen (beide Provinzen) für das 1. Vierteljahr 1934 im Vergleich mit der entsprechenden Vorjahrszeit. Ferner ist diesem laufenden Wirtschaftsüberblick wiederum eine Reihe von statistischen Sonderbeilagen angefügt. Die beiden ersten Anlagen befassen sich mit der Entwicklung der schlesischen Kohlenwirtschaft in der Nachkriegszeit (Vergleichszahlen mit 1913) bzw. mit dem landwirtschaftlichen Gemeindeeigentum in Schlesien. Die nächste Anlage bietet hinsichtlich der offenen Fürsorge der schlesischen Stadt- und Landkreise weitgehende Vergleichsmöglichkeiten in der letzten Zeit, während die vierte Abhandlung den Austauschverkehr Schlesiens in lebenswichtigen Erzeugnissen mit dem übrigen Deutschland und dem Auslande in den Krisenjahren 1930/32 darstellt. —

Hans Dommisch und Paul Blankenburg,
„Ein Jahr Nationalsozialismus in Regierung und
Gefehgebung“. Verlag von Julius Bels, Langen-
salza, Berlin, Leipzig. 2,— RM.

In schlichter, klarer Form geben die einzelnen Ab-
schnitte dieser Schrift Auskunft, wie die einzelnen For-
derungen des nationalsozialistischen Programms in
Reich und Staat, in Recht und Wirtschaft verwirklicht
sind. Jeden Abschnitt beschließt eine fettgedruckte An-
einanderreihung der sich ergebenden Tatsachen. Da-
durch, sowie durch die an den Rand gesetzten Inhalt-
schlagworte der Abschnitte ist das Buch zu einem leicht
handlichen Werkzeug für Vortragsabende und
Schulungsbaende in allen politischen Gemeinschaften
geworden. Viele Schaubilder prägen den dargestellten
Stoff der Erinnerung leichter ein. Das Werk ist durch
seine Angabe der unser Verwaltungs-, Rechts- und
Wirtschaftsgebahren lenkenden Verordnungen ein be-
quemes Auskunftsmittel für Volksgenossen aller Be-
rufe. Jeder, der vom nationalsozialistischen Denken und
Wollen so erfüllt ist wie der das Geleitwort spendende
Reichsfachgruppenleiter im NSLB Guido Galonsta,
wird die Verfasser bitten, ihre mühevollen, belehrende
Arbeit fortzusetzen.

Dr. Werner Rüst, Bibliotheksrat,
NSBA-Universitätsbibliothek Berlin

Dr. Fritz Geschwendt, **Handbuch für den
Unterricht der deutschen Vorgesichte in Ost-
deutschland**. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau, 1934.
Ganzleinen 7,20 RM.

Ein sehr wichtiges Lehrbuch ist unter Mitarbeit er-
fahrener Sachleute mit diesem Werk allen Lehrern in
die Hand gegeben worden, zu einer Zeit, da unter rich-
tiger Erkenntnis ihrer Wichtigkeit der Auswertung
heimischer Bodenfunde für Kultur- und Heimatge-
schichte, Siedlungs- und Rassenkunde, für Kunsthand-
werk und Geisteswissenschaft auch in der Schule der ge-
bührende Platz eingeräumt worden ist. Das Buch erfüllt
eines der ersten dringenden Erfordernisse für diesen
neuen Unterrichtsweig. Es gibt wissenschaftlichen
Stoff, schultechnische Hilfsmittel und vor allem praktische
und anschauliche Anleitungen, auch einige vollständig
durchgeführte Beispiele der Unterrichts- und Frage-
methode für den dem vorgeschichtlichen Forschungs- und
Lehrgebiet noch fremd gegenüberstehenden Lehrer.
Dem Schüler vermittelt es reiche Kenntnisse, praktische
Anregungen und Lernmethoden in anschaulicher Art.
Bei einer genau beschriebenen Grabung und ihrer
praktischen Auswertung für Datierung, Formtypen und
Zweckbestimmung der Fundstücke werden zugleich die
Richtlinien und Ziele des neuen Vorgeschichtsunter-
richtes erörtert. Für Volks-, Mittel- und höhere
Schulen werden mannigfache Richtlinien und Pläne zur
Verarbeitung und Aufteilung des großen Stoffgebietes
gegeben, das auch den anderen Fächern wie Geschichte,
Deutsch, Religion, Natur- und Erdkunde wichtige und
reiche Auswertungsmöglichkeiten bieten kann. Wie
selbst Wert- und Zeichenunterricht daraus Nutzen ziehen,
zeigen sehr geschickte Schülerarbeiten von vorgeschicht-
lichen Hausmodellen, Werkzeugen, Ausformungen von
Gefäßen, Weben, Stid- und Ziermuster nach vorge-
schichtlichen Ornamenten.

Die kostbaren Sunde unserer engsten Heimat, das um-
fassende Schrifttum und viele gute Bilder, Modelle,

Übersichtskarten und Pläne unterstützen den Lehrer
vortrefflich. Wie Lehrer und Schüler auf diese Weise
durch eifrige sach- und sinngemäße Mitarbeit im Dienste
der Vorgeschichtswissenschaft den Forschern beachtliche
Hilfe leisten können, zeigen eingehende Anweisungen
zu eigener praktischer Forschungsarbeit innerhalb der
rechtlich und fachlich gesteckten Grenzen des einzelnen.
Besonders wertvoll sind in den letzten Kapiteln die
Unterrichtsbeispiele, angewandt auf verschiedene Fächer
vom kulturellen, staatlichen, wirtschaftlichen Leben
deutscher Vorzeit bis zum Geschichts- und Landschafts-
bild unserer Heimat und von ihrer Urbefiedlung durch
die jahrtausendealten Stämme nordisch-germanischer
Kulturvölker, durch Bastarnen und Skiren, Kimbern,
Teutonen, durch Wandalen, Burgunden und Silinger,
die unserer Heimatprovinz Namen und Gepräge gaben.
So wird das Buch nicht nur Lehr- und Anschauungs-
buch besten Formats, es wird auch Heimatbuch im
reinsten Sinne, werbend für altherwürdiges Stammes-
gut.

Dr. Eva Schmidt

Harald Laeuen: „**Östliche Agrarrevolution und
Bauernpolitik**“. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau,
Ganzleinen 4,— RM, kart. 3,— RM.

Der gesamte „Nahe Osten“ vom Baltikum bis zum
Schwarzen Meer ist heute in innerem Aufruhr. Die
Bauernfrage ist das Schicksal dieser Agrarländer, die
nach dem Weltkrieg eine Umwandlung zu demokrati-
schen Formen durchgemacht haben, in denen das Land
schußlos dem Verfall preisgegeben ist. Die Bodenent-
eignung in Rußland und in den östlichen Randstaaten
stellt ideenmäßig eine letzte Auswirkung der französischen
Revolution dar und hat in der Praxis zu einer kapitali-
stischen und internationalen Bauernpolitik geführt.

Diese Politik bricht heute zusammen. Die Bankzinsen
fressen den Lohn des Bauern im Osten auf. Gegenüber
dem westlichen Individualismus und dem bolsche-
wistischen Kollektivismus hat Deutschland die Aufgabe,
aus dem Gemeinschaftsbewußtsein des National-
sozialismus eine neue Form der Agrarpolitik zu ent-
wickeln, die das gesamte Staatswesen mit den Eigen-
schaften der Bodenständigkeit und überzeitlicher Ge-
bundenheit erfüllt.

Schon heute findet die neue deutsche Agrarverfassung
starken Widerhall in den bäuerlichen Gebieten des
europäischen Ostens jenseits der Grenzen. Darum müssen
wir dazu kommen, bei der Siedlung planmäßig einen
geschlossenen Raum zu überblicken und das Problem der
Raumbefetzung umfassend zu lösen. Die Frage der
Sührung und Gefolgschaft innerhalb der ländlichen
Siedlung wird damit zu einer großen außenpolitischen
Frage. Diese bisher wenig beachteten Zusammenhänge
einmal klar herausgestellt zu haben, ist das Verdienst
des Laeuen'schen Buches.

Leonhard Hora: „**Zwischen Nacht und Morgen-
glanz**“. Gedichte und Studienblätter. Völkischer
Verlag Walter Uttital, Breslau, kart. 2.— RM.

Die Gedichte von Leonhard Hora sind schön im dun-
klen Glanz der Weltanschauung und der oft hym-
nischen, aber beherrschten Kraft der Sprache. Leon-
hard Hora hat mir einen bedeutenden Begriff von
seinem Recht und seiner Pflicht als Dichter gegeben.
Möge Hora der sichere Fuß auf dem emporführenden
Wege weiterhin gnädig beschieden sein.

Hermann Stehr.



